

nunu

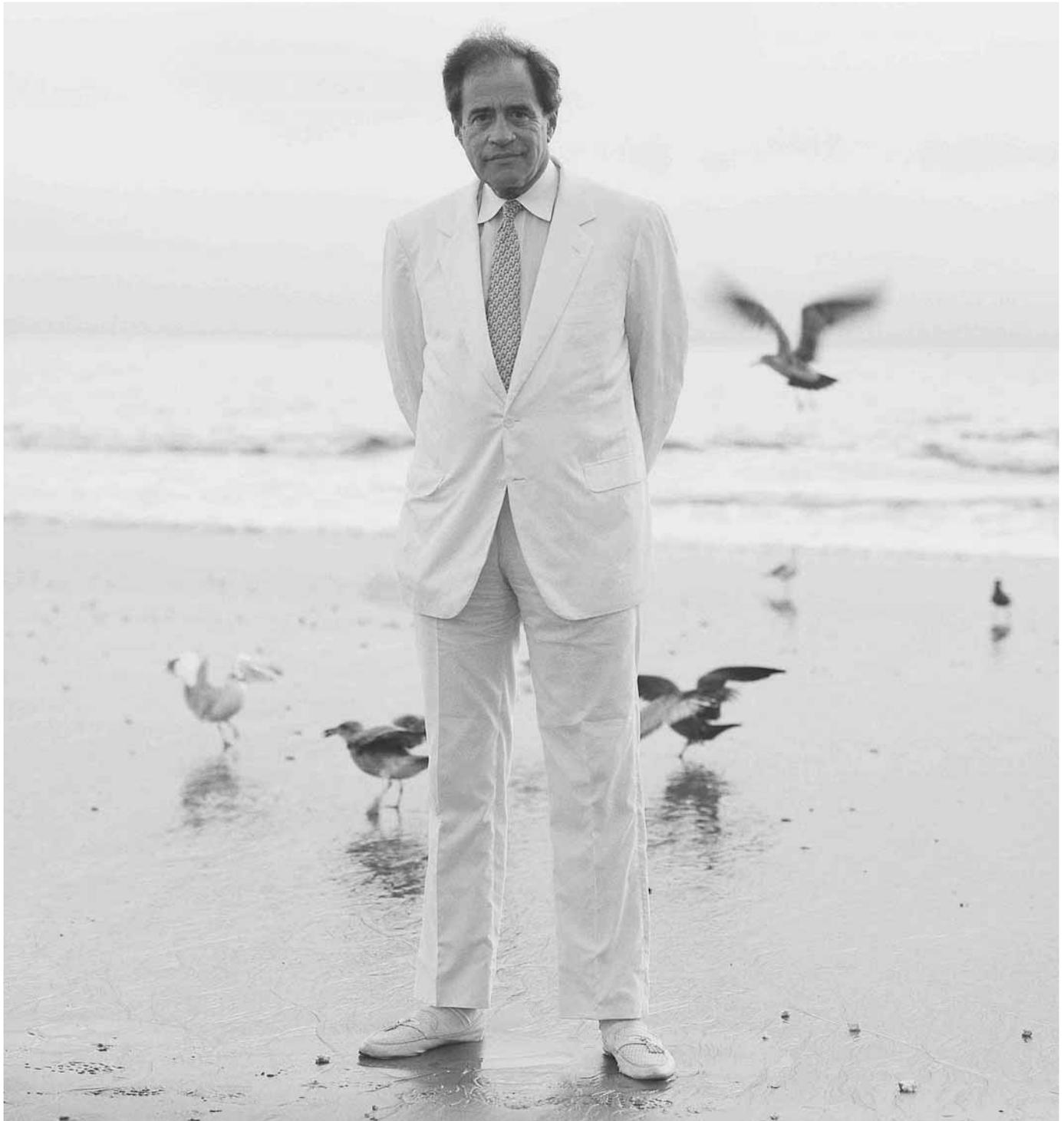
Der neue israelische Botschafter im Interview •
Hannah Lessing geht eislaufen • Einblicke in die
Dauerausstellung des Jüdischen Museums Wien
• Das Leben des Regisseurs Wolfgang Glück

Ausgabe Nr. 54 (4/2013)

Kislev/Tewet 5774

€ 4,50

www.nunu.at



Arthur Cohn

Der sechsfache Oscarpreisträger über sein Schaffen: „Flügel sind meine Visionen“



Kurse und Diskurse

Wissensaustausch und Vernetzung in Österreich und international. Seminare, Trainings, Workshops, Diskurse zur Perfektionierung journalistischen Handwerks, zur Weiterentwicklung persönlicher Fähigkeiten, zum Wissenserwerb, zu neuen und wichtigen Themen und zur Entwicklung strategischer Konzepte.

Die Themen 2014

Online-Journalismus: Basics +++ Was kann das Web? +++ Recht für JournalistInnen +++ Musikjournalismus +++ Social Media: Basics und Advanced +++ Sportjournalismus +++ Crossmedia Storytelling +++ Fotojournalismus für Online +++ Das Handwerk der Reportage +++

Neu im Programm:

Zertifikatskurs Journalismus – nächster Beginn: November 2014
www.fjum.at

Informationen und noch mehr zu unseren Kursen finden Sie auf

www.fjum-wien.at

Über das Handeln in Zeiten des Gedenkens

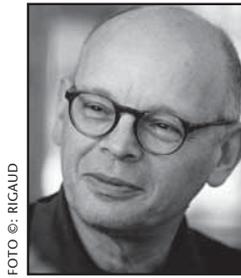


FOTO ©: RICAUD

VON PETER MENASSE

Im nächsten Jahr geht es los: Mit dem Gedenken an den Anfang des Ersten Weltkriegs beginnt eine Serie von Jahrestagen historischer Ereignisse, an die zu erinnern, Schmerzen und Trauer verursacht. Ein erstes Schlachten, ausgelöst durch zwei Patriarchen, denen die Menschen nicht Schutzbefohlene, sondern nur Untertanen und Kanonenfutter waren, eröffnete das Jahrhundert. Was blieb, waren rund 17 Millionen Tote, zerstörte Landstriche und der Verlust jeglichen Vertrauens in die Zukunft. Zwei Jahrzehnte später mündete die nicht aufgearbeitete Vergangenheit ins nächste Desaster, das diesmal an die 80 Millionen Opfer forderte, darunter rund sechs Millionen Juden. Die Menschen hatten nicht gelernt, wohin bedingungsloser Gehorsam führt und auch nicht, wie es geht, sich gegen Diktatoren zu wehren.

Aber dann begann der große Lernprozess. Oder vielleicht doch nicht? Nach Jahren der Verdrängung des großen Unrechts wurde im Westen Deutschlands früher, in Österreich deutlich später und im Osten Deutschlands gar nicht über die eigene Schuld geredet und mit der Aufarbeitung begonnen. Die Initiativen Deutschlands in Richtung eines vereinten Europas und der mit deutlicher Mehrheit von den Bürgern gewünschte Beitritt Österreichs zur Union waren konkrete Schritte in Richtung Frieden.

Aber sind wir jetzt sicher? Können wir uns darauf verlassen, dass die Bevölkerung mündig geworden, einen neuen Einbruch des Unrechts in die gesellschaftlichen Strukturen verhindern wird können? Ich befürchte, wir leben in einer großen Illusion.

Rund um uns, mitten in der Europäischen Union beginnen die Mauern der Demokratie zu wanken. In Ungarn hat sich eine braune Pest breitgemacht, die zum Fürchten ist. Die griechische Demokratie kämpft gegen die Übergriffe von Mitgliedern der Gruppe „Goldene Morgenröte“, die in Krankenhäusern Migranten jagen, in Schulen eindringen und auf der Straße politische Gegner verprügeln und zuletzt sogar einen Künstler getötet haben. In Spanien herrscht blinde Wut auf das versagende System, das der Hälfte der Jugendlichen keine Arbeit geben kann und in Italien haben viele Menschen scheinbar bereits jeglichen Glauben an die politische Vernunft verloren und stattdessen billige Clowns mit massivem Einfluss aus.

In Österreich scheint es ruhig zu sein, wenn wir von den Neonazi-Prozessen der letzten Zeit absehen, die immerhin

zu Verurteilungen geführt haben. Aber es macht sich mehr und mehr eine Stimmung breit, die alle Institutionen und ihre Vertreter in Frage stellt. Es wankt das Vertrauen in die Demokratie, obwohl die ökonomische Lage hierzulande vergleichsweise gut ist. Aggressive Rechtsaußen und alternde Hanswurst-Figuren haben auch hierzulande bei der letzten Wahl Zuspruch erhalten.

Was fehlt und nicht besprochen wird, ist das Wissen darum, welche Menschen es bräuchte, um einen Wall des Widerstands gegen solche extreme, vielleicht bald extremistische Positionen aufzuziehen. Das Bildungssystem hat auch nach dem Versagen der Menschlichkeit in der Nazizeit nicht ausreichend und adäquat reagiert. Immer noch herrscht in unseren Klassenzimmern das Prinzip der Unterordnung, der Disziplinierung und der Hierarchie – nicht in jedem, aber in der überwiegenden Mehrzahl. Wenn auch der Obrigkeitsgeist abgenommen hat, so lernen junge Menschen auch heute nicht, wie sie sich gegen Ungerechtigkeit wehren können und wie es geht, konstruktiven Widerstand zu leisten.

Auch das Mantra des „Wehret den Anfängen“ ist längst durch die Realität ad absurdum geführt worden. So ist beispielsweise die Behandlung von Migranten in unserer Gesellschaft eine Schande für die Demokratie. Der Widerstand dagegen ist gering.

Es ist an der Zeit, dass sich in dieser Gesellschaft eine Bewegung formiert, die nicht Wut herausschreit, ohne handelnd zu werden. Eine Bewegung, die nicht Clowns als ihre Führer nominiert, sondern die einen umfassenden Weg zur Erhaltung der Demokratie in wirtschaftlich prekären Zeiten und in einem sich mehr und mehr nach rechts orientierendem Europa sucht. Da geht es um den Aufbau einer selbstbewussten Identität, die nicht Fremdes ablehnt, sondern sich als wertvoller Teil der Vielfalt versteht. Da geht es auch um ökonomische Rahmenbedingungen, um neue wirtschaftspolitische Prämissen, hin zu einer gerechten Verteilung und zu Arbeitsplätzen für junge Menschen.

Wir Juden sind, wie alle gesellschaftlichen Minderheiten, gut beraten, wenn wir eine solche Bewegung mitinitiieren und an ihr teilnehmen. Schließen wir uns jetzt zusammen und nicht, wenn es zu spät ist. Die Zeichen an der Wand sind zu erkennen, wie sie zu lesen sind, sollten wir aus der Geschichte gelernt haben.

WIR GRATULIEREN

unserer **NU**-Autorin der ersten Stunde, Danielle Spera, zur Berufung als neue Präsidentin von ICOM-Österreich. Die Direktorin des Jüdischen Museum Wien wird in den kommenden drei Jahren als Vorsitzende des Vorstandes zur Weiterentwicklung von ICOM-Österreich, einer weltweiten Organisation für Museen und Museumsfachleute, tätig sein. Der Verband dient der Förderung der Interessen des Museumswesens, wurde 1947 gegründet und ist der UNESCO assoziiert.

UNS BESCHÄFTIGT

die bisher umfassendste Publikation des Wiener Geschichtsvereins Centropa, *Vienna Stories*. Auf 256 Seiten finden sich mehr als 200 Fotos aus dem Privatbesitz Wiener jüdischer Familien und die dazugehörigen Familiengeschichten. Anhand alter Schnapshots und



FOTO ©: CENTROPA

Porträtfotografien taucht man in eine verlorene jüdische Welt ein, in das jüdische Leben in Wien und den ehemaligen Kronländern vor 1938. Weiters illustriert das Buch das Schicksal vieler jüdischer Familien im 20. Jahrhundert: ein Leben in Flucht und Emigration und ein Neuanfang in Wien nach 1945. *Vienna Stories* bietet einen faszinierenden Einblick in eine der ehemals größten jüdischen Gemeinden Europas.

WIR BESUCHTEN

die Eröffnung des Leon-Zelman-Parks am 14. Oktober dieses Jahres, wo einst der Aspangbahnhof stand. Ein Gedenkstein erinnert an die grauenvolle Vergangenheit: „In den Jahren 1939–1942 wurden vom ehemaligen Aspangbahnhof zehntausende österreichische Juden in Vernichtungslager transportiert und kehrten nicht mehr zurück.“ Die Anlage des Parks wurde durch gemeinsame Finanzierung der Stadt Wien mit dem Regionalfonds der Europäischen Union ermöglicht. Die europäischen und internationalen Bewohner des angrenzenden Wohnviertels EUROGATE sowie Anrainer nutzen nunmehr den Park zu Spiel- und Erholungszwecken. Möge dieser Platz ein Ort des Friedens und der Verständigung werden.

WIR EMPFEHLEN

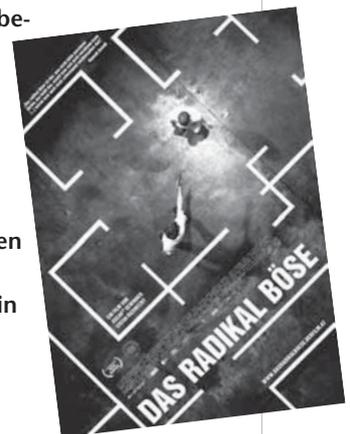
das neueste Werk des Wissenschaftlers und Mathematikers Rudolf Taschner *Die Zahl, die aus der Kälte kam. Wenn Mathematik zum Abenteuer wird*, erschienen im Hanser Verlag. Der Titel



spielt darauf an, dass Mathematik für viele Menschen kalt und abstrakt ist: „Wobei ‚kalt‘ im Sinne von unpersönlich, gefühllos, unerbittlich verstanden wird.“ Spannend und unterhaltsam erzählt der Autor und Leiter des math.space im Museumsquartier Geschichten über die Macht der Zahlen: „Wer die entscheidenden Zahlen kennt, gar mit ihnen zu manipulieren versteht, hat das letzte, das alles bestimmende Wort.“ Das Buch ist eine Tour durch die Kulturgeschichte der Zahlen von Archimedes bis zu den gegenwärtigen Rechenmaschinen.

WIR ERWARTEN

eine Suche nach den Ursachen des Bösen von Stefan Ruzowitzky in seinem Nonfiction-Drama, das am 17. Jänner im Kino startet. Der Film *Das radikal Böse* beschäftigt sich in einer stilistisch innovativen Weise mit den systematischen Erschießungen jüdischer Zivilisten durch deutsche Einsatzgruppen in Osteuropa.



UNS GEFÄLLT

der unlängst in Septime Verlag erschienene Debütroman *Das Fenster zur Welt* von **NU**-Autor Jürgen Bauer. Es ist die Geschichte einer Freundschaft zwischen der 80-jährigen Hanna und dem 30-jährigen Michael. In wechselnder Perspektive erzählt Jürgen Bauer, wie Hanna nach dem Tod ihrer Mutter ihr Leben neu in die Hand nimmt und Michael die Trennung von seinem Partner bewältigt. Bei einer gemeinsamen Reise zu Hannas Jugendliebe wird den beiden bewusst, wie sehr einzelne Entscheidungen ein ganzes Leben beeinflussen können.



- SEIT 1976 -

JÜDISCHE EHE- & PARTNERVERMITTLUNG

+49 (0) 69 5973457

 simantov4you

info@simantov-international.com
www.simantov-international.com

FOTO ©: HANS HOCHSTÖGER



ZVI HEIFETZ
SEITE 6

FOTO ©: JACQUELINE GODANY



HANNAH LESSING
SEITE 14

Leitartikel Peter Menasse 3

AKTUELL

Der neue israelische Botschafter Zvi Heifetz über seine ersten Eindrücke in Österreich 6

Der Kinder- und Jugendpsychiater Ernst Berger über die Auswirkungen von Gewalt an Heimkindern 9

Eine Untersuchung über das Judentum in den USA und ihre Auswirkungen auf die Jüdinnen und Juden in Europa 11

UNTERWEGS MIT

Hannah Lessing, Generalsekretärin des Nationalfond, war mit Peter Menasse eislaufen 14

SCHWERPUNKT NAHOST

Die NSA-Affäre und Israel. Ein Gespräch mit der Terrorismusexpertin Anat Berko 17

ZEITGESCHICHTE

Ludwig Mises war schon in den 20er-Jahren gegen die Politik des billigen Geldes 19

Der Jewish Welcome Service lud 80 Personen nach Wien ein 22

War die Donau Bar einst eine Synagoge? Eine Spurensuche in der Vergangenheit der Säulenhalle 24

Die Wurzeln und Auswirkungen des Nationalsozialismus waren Thema eines Schulprojekts in Wien 26

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Das Jüdische Museum Wien 27

office@nunu.at

SCHACH

Michail Tal, der Hexenmeister aus Riga 30

KULTUR

Der Filmproduzent Arthur Cohn spricht mit NU über sein Leben 32

Anja Salomonowitz war im Rahmen der Kulturhauptstadt 2013 in Košice 36

Ein Gespräch mit dem Theater-, Film- und Fernsehregisseur Wolfgang Glück 38

Eine Hommage an die letzte Vertreterin der deutschsprachigen Literatur in Prag, Lenka Reinerová 42

Aus Überzeugung für den Kommunismus wurde Edith Tudor-Hart Fotografin – und Agentin für Stalin 44

Bilder einer Ausstellung von Yuri Dojc über eine jüdische Schule in der Ostslowakei 47

Ein Buch von Gertraud Tometich erzählt die Geschichte des Mattersburger Schtetls 49

STANDARDS

Engelberg 51

Kohnversationen 52

Rätsel 53

Unsere Autoren 54

Dajgezzen & Chochmezzzen 55

Impressum 56

www.nunu.at

Liebe Leserin, lieber Leser,

es ist immer wie ein Wunder des Tages: Man betritt das Büro des Art-Direktors Richard Kienzl und dort wartet schon das NU-Heft, Seite für Seite, alles schön geordnet, was in den letzten Wochen und Tagen von Autoren und Fotografen gesucht, durchleuchtet und gemeinsam besprochen wurde. Nicht nur Richards Auge und Gespür für das authentische Layout trägt zu diesem Wunder bei. Es sind auch die unzähligen Änderungen, die im Laufe der Produktion vorkommen und vom Team eingebaut werden. Am Ende ist doch alles da und passt perfekt zusammen.

Wie zum Beispiel in dieser Ausgabe die lang recherchierte Story über die Donau Bar im 7. Wiener Gemeindebezirk. Eva Konzett hat das mystische Rätsel des Davidsterns auf einer dort befindlichen Säule für Sie enthüllt.

Einen ersten Blick in die Dauerausstellung des Jüdischen Museums Wien wirft Peter Menasse. Eine ganze Woche hat das Museum in der Dorotheergasse seine 25-jährige Wiedergründung gefeiert. Wir gratulieren herzlichst!

David Rennert hat die Begegnung mit den zwei Damen, Hedi Argent und Lilly Drukker, Gäste des Jewish Welcome Service, in eine rührende Geschichte verpackt.

Von unserem Schachexperten Anatol Vitouch sind Sie gewohnt, über die genialen Meister des königlichen Spiels zu lesen. Diesmal gibt es auch eine Schachgeschichte, darüber hinaus aber führt er uns durch das Leben des Regisseurs Wolfgang Glück.

Aus dem Nahen Osten schickte uns Johannes Gerloff ein spannendes Gespräch mit der Terrorismusexpertin Anat Berko.

Auf eine Melange haben Danielle Spera und Peter Menasse den israelischen Botschafter Zvi Heifetz und seine Frau in ein traditionelles Wiener Kaffeehaus eingeladen. Das Interview stellt den neuen Vertreter Israels vor.

Peter Menasse traf am Wiener Eislaufverein die faszinierende Frau und überraschend hervorragende Schlittschuhläuferin Hannah Lessing.

Die Zahl 18 spielt im Judentum eine wichtige Rolle. Sie bedeutet Leben. NU hat es geschafft, den erfolgreichen Filmproduzenten Arthur Cohn für diese Ausgabe zu gewinnen und hat ihm 18 Fragen gestellt. Über einen Mann aus Basel, der kompromisslos seine Werte und seine Träume nach Hollywood brachte und weltberühmt wurde, lesen Sie ab Seite 32.

Ganz im Sinne unserer Tradition feiern wir in diesen Tagen Chanukka, ein Fest der Freude und des Lobs, das an ein Wunder erinnert. Genießen Sie die kleinen und großen Wunder des Tages. Und vergessen Sie nicht, dass das Leben auch eines davon ist.

Chag Chanukka Sameach!

Ida Labudović
Chefin vom Dienst



„Mein Lieblingsberuf ist Botschafter in Wien“

Der neue israelische Botschafter Zvi Heifetz freut sich über die gute Aufnahme in Österreich, das er schon als Jugendlicher bei seiner Emigration aus Lettland kurz kennengelernt hat. Dass er jetzt besser als im seinerzeitigen Durchgangslager Schönau wohnt, sich auf den Apfelstrudel freut und warum er den Frieden im Nahen Osten so sehr herbeisehnt, hat er DANIELLE SPERA und PETER MENASSE erzählt.

FOTOS: HANS HOCHSTÖGER

NU: Sie haben gestern Ihre Beglaubigung an den österreichischen Bundespräsidenten überreicht. Wie war das Klima bei diesem Antrittsbesuch?

Zvi Heifetz: Das Klima war außerordentlich gut. Es hätte wirklich nicht freundlicher zugehen können. Ich hatte den besonderen Vorzug, Präsident Heinz Fischer schon vor der offiziellen Vorstellung kennenzulernen. Das ist ganz unüblich, aber wir haben beide an der Gedenkveranstaltung zum Novemberpogrom teilgenommen. So kannte er mich schon, als ich gestern bei ihm offiziell vorstellig wurde und er hat sich viel mehr Zeit genommen als protokollarisch üblich. Ich lernte einen Mann kennen, der außerordentlich gut informiert ist, der viel von der Region versteht und der Israel wirklich liebt. Natürlich gibt es Differenzen. Aber der Empfang war so zuvorkom-

mend. Er kennt Shimon Peres, er war im Kibbutz und ich wiederum erzählte ihm meine Geschichte. Ich startete hier in Schönau. Das war meine erste Begegnung mit dem Westen.

Das war die Emigration aus Riga?

Ja, dank Kanzler Kreisky. Ich war vierzehn Jahre alt und kann mich noch wirklich gut erinnern. Ich kann Ihnen sagen, dass das Quartier, das man mir jetzt in Wien zugeweiht hat, viel angenehmer ist, als jenes von damals. Ich habe es mir echt verbessert.

Die Übergabe des Akkreditierungsschreibens an den Präsidenten fand zwei Tage nach dem Gedenken zum Novemberpogrom statt. Als dann die israelische Hymne von der österreichischen Militärmusik gespielt wurde, das hat mir schon ein wenig den

Atem genommen. Wow. Es war eine wirklich bewegende Zeremonie.

Können Sie sich unseren Lesern vorstellen?

In aller Bescheidenheit, meinen Sie? OK, zuerst einmal bin ich ein Familiemensch, ein Vater, ein Ehepartner. Darüber hinaus habe ich mehrere Berufe ausgeübt. Ich war im Militär, dann Rechtsanwalt, ein wenig im Business, darunter auch im Mediengeschäft, und schließlich Botschafter in London.

Welcher war Ihr Lieblingsberuf?

Ganz sicher Botschafter in Wien. Aber ich habe mein Karrierehoch noch nicht erreicht.

Sie sind auch im Musikgeschäft, wie wir recherchiert haben.

„Zuerst einmal bin ich ein Familienmensch, ein Vater, ein Ehepartner. Darüber hinaus habe ich mehrere Berufe ausgeübt. Ich war im Militär, dann Rechtsanwalt, ein wenig im Business, darunter auch im Mediengeschäft, und schließlich Botschafter in London.“

Ja, ich bin Vorstandsvorsitzender einer Musik-Produktionsfirma innerhalb eines Medienunternehmens. Meine Frau und ich lieben Kunst und Musik. Und der Name meines verstorbenen Vaters war Jascha Heifetz.

Der berühmte Violinist?

(lacht) Nein, das ist nur eine Namensgleichheit. Wir kommen allerdings aus der gleichen Weltecke, vielleicht waren wir ja doch verwandt. Aber leider spiele ich kein Instrument.

Wie waren Ihre Gefühle, als Sie erfahren, dass Sie Botschafter in Österreich werden?

Zuerst einmal komme ich mit einer professionellen Einstellung hierher. Aus meinen bisherigen Erfahrungen als Diplomat weiß ich, dass hier in Wien eine der wichtigsten diplomatischen Stellen für Israel in der Welt ist. Ich bin nicht nur Botschafter für Österreich, sondern auch bei der UNO und bei der OSZE. Die meisten anderen Länder haben hier in Wien drei Botschafter. Für mich ist das also eine große Aufgabe. In der OSZE sitzen rund 60 Nationen. Ich kann auf diese Weise viele Repräsentanten erreichen. In der UNO habe ich mit nahezu allen Nationen der Welt zu tun. Das ergibt eine wunderbare Chance der Anbindung an hunderte Diplomaten hier in diesem Land.

Also ist Wien wichtiger, als es der Größe des Landes entspricht?

Ja, durch diese vielen Möglichkeiten. Wobei unsere bilateralen Beziehungen ebenso wichtig sind.

Wir als Juden sind oft über die Darstellung Israels in unseren Medien besorgt. Israel wird als Gefahr gesehen. Haben Sie die österreichischen Medien schon kennengelernt?

Ich war Botschafter in England, dort gibt es viele große Medien und nicht alle sind Freunde Israels. Ich denke,

die österreichischen Medien sind Israel gegenüber nicht feindlich eingestellt. Sie behandeln das Land ganz normal. Wir haben objektive Probleme und es fällt uns oft schwer, unsere Position zu erklären.

Aber wir kommen da in ein weites Feld. Der sogenannte Arabische Frühling hat den Leuten in einer etwas absurden Weise vor Augen geführt, dass Israel der stabilste Faktor im Nahen Osten ist. Natürlich haben wir unsere Probleme mit den Palästinensern, von denen ich aufrichtig hoffe, dass wir sie lösen können. Aber jedenfalls ist



„Aus meinen bisherigen Erfahrungen als Diplomat weiß ich, dass hier in Wien eine der wichtigsten diplomatischen Stellen für Israel in der Welt ist.“

Israel deutlich zum stabilen Faktor in einem unsicheren Umfeld geworden. Denken Sie nur: Libyen, Iran, Irak, Marokko, Tunesien, Ägypten, Syrien. Und wir sitzen hier in Österreich, umgeben von acht friedlichen Nationen.

Das sehen aber nicht alle Österreicher so.

Das geht nicht so schnell. Aber wenn die Leute Tag für Tag realisieren, was sich im Nahen Osten, in all diesen Ländern tut, werden sie langsam verstehen, dass es zwar Konflikte zwischen Palästinensern und Israel gibt, die aber in keinem Verhältnis zu den Ereignissen rundherum stehen.

Es gibt immer noch so viele Menschen, die wirklich meinen, Israel sei die größte Gefahr in der Region.

Das ist eine Frage der Wahrnehmung, aber wir müssen diese Vorurteile durchbrechen. Die Ereignisse im Nahen Osten geben uns mehr Argumente an die Hand als früher. Heute können wir sagen, es geht nicht um Storys, es gibt doch Fakten und diese Fakten liegen jetzt offen vor uns.

Als die Palästinenser als nicht stimmberechtigte Mitglieder in die Unesco aufgenommen wurden, hat Österreich

reich dafür gestimmt, Deutschland sich jedoch der Stimme enthalten. Wie beurteilen Sie die Positionen des offiziellen Österreichs?

Es tut mir leid. Ich werde sicherlich nicht sofort mein neues Gastland oder andere Länder anklagen. Es gibt etwa 22 arabische Länder, das bedeutet auch 22 andere Botschafter, die das Stimmungsbild in ihre Richtung beeinflussen. Sie alle müssen ihre Berichte nach Hause schicken, was sie alles erreicht haben. Es gibt mehr als eine Milliarde Muslime in der Welt mit sehr viel Geld, so dass wir ein potentes Gegenüber haben, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen. Da

ist es nicht leicht, mit der Wahrheit durchzukommen.

Die oft falsche Sicht über Israel muss auch unter diesem Gesichtspunkt des ungeheuren Einflusses der arabischen Welt gesehen werden. Aber wir tun unser Bestes, die Fakten aufzuzeigen, unterstützt auch von den jüdischen Gemeinden, wie etwa jener hier in Wien.

Wenn wir junge Israelis heute befragen würden, welches Bild von Österreich würden Sie uns spiegeln? Ist es immer noch eines der beiden Länder, in denen die Schoah ihren Anfang nahm, oder würden sie über ein modernes Österreich reden?

Österreich wird von vielen als so etwas wie die kleine Schwester Deutschlands gesehen. Da die Wahrnehmung von Deutschland sich mit den Jahren positiv verändert hat, gilt das auch für Ihr Land. Österreich war ja nie so stark als das führende Land für den Holocaust angesehen. Natürlich kann niemand die Vergangenheit vergessen. Aber die Haltung hat sich völlig geändert. Wenn Sie heute Österreich sagen, hören Sie vom schönen Schifahren, von Tirol, Mozartkugeln, Schnitzel und Apfelstrudel. Es gibt heute ganz normale, sehr freundliche Blicke auf Ihr Land.

Also ist es nicht Kreisky, nicht Waldheim?

Nein, nein. Ein Freund sagte mir, als er von meiner Bestellung nach Wien hörte: „Du fährst in eine wunderbare Stadt mit gutem Essen und Musik. Also arbeite ja nicht zu viel.“

Es gibt jetzt die Behauptungen, dass Jassir Arafat vergiftet wurde. Und gleich kamen die Verdächtigungen, Israel wäre schuld. Was sagen Sie dazu?

Israel zu verdächtigen ist eine übliche Vorgangsweise. Da gibt es ja Vorbilder, wie James-Bond-Filme, allerlei Verschwörungstheorien und Ähnliches. Das mit Arafat gibt jetzt auch



Zvi Heifetz wurde 1956 in Sibirien geboren, wohin seine Eltern ab 1940 verbannt waren. Nach Stalins Tod kehrte die Familie nach Riga zurück. Mit vierzehn Jahren wanderte Heifetz nach Israel aus. Er absolvierte den Militärdienst und trug den Rang eines Majors der israelischen Streitkräfte (IDF). 1985 schloss er sein Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Tel Aviv ab und ist Mitglied der Anwaltskammer. Er war auch in der Privatwirtschaft tätig. Im Verteidigungsministerium war er als Sprecher und Berater für russischsprachige Medien tätig, im Büro des Premierministers fungierte er von 1990 bis 1997 als externer Rechtsberater. Von 2004 bis 2007 war Heifetz israelischer Botschafter in London. Er ist mit Sigalia Heifetz verheiratet. Die beiden sind Eltern von sieben Kindern.

wieder Stoff für eine Reihe von spannenden Filmen. Aber dabei sollten wir es auch belassen.

Aber fürchten Sie nicht, dass die Palästinenser das als Signal für einen neuerlichen Angriff auf Israel nehmen?

Ich sehe eine solche Reaktion nicht. Die Palästinenser brauchen einen solchen Anlass nicht. Sie finden ihre eigenen Gründe, um den Konflikt mehr zu schüren oder weniger zu schüren. Wenn man miteinander verhandelt, kann man nicht seinen Partner bedrohen.

Der US-Außenminister John Kerry sagte in einem Interview, dass Israel besser mit den Palästinensern verhandeln sollte, weil anderenfalls eine

„Israel zu verdächtigen ist eine übliche Vorgangsweise. Da gibt es ja Vorbilder, wie James-Bond-Filme, allerlei Verschwörungstheorien und Ähnliches.“

„dritte Intifada“ drohe. Was meinen Sie zu dieser Art von Aufforderung?

Ich will den US-Außenminister nicht kommentieren. Ich bin Botschafter hier in Österreich. Ich sage nur, die Palästinenser brauchen keine Aufforderungen, sie machen ohnehin ihre eigene Politik. Wenn Sie auf die erste und zweite Intifada und auf den ganzen jahrzehntelangen Konflikt schauen, werden Sie sehen, dass die Palästinenser nie eine Gelegenheit verpasst haben, eine Gelegenheit zum Frieden zu verpassen. Sie brauchen keine Einladung zum Tango. Auf der anderen Seite, denke oder hoffe ich, dass sie jetzt reifer sind. Und es gibt nur eine sinnvolle Richtung. Wir müssen die Mitte finden, eine Friedenslösung, einen Weg zum Kompromiss. Wir Israelis haben schon viele Zugeständnisse gemacht und erwarten das auch von der anderen Seite.

Was wünschen Sie sich für die unmittelbare Zukunft?

Meine Frau und ich haben insgesamt sieben Kinder. Glauben Sie mir, dass ist der stärkste Grund, Frieden zu wollen. In dieser Situation ist man bereit, Konzessionen zu machen, Kompromisse einzugehen, alles zu versuchen. Wir wollen unbesorgt in Wien sein und nicht jeden Tag lesen, dass in Israel etwas passiert ist. Dieses Gefühl kennen die Menschen in Österreich überhaupt nicht.

Während der zweiten Intifada konnte man Kinder nicht in ein Kino gehen lassen, nicht in ein Einkaufszentrum, nirgends hin, wo viele Menschen zusammentrafen.

Und was Österreich betrifft?

Mir ist es wichtig, viele Menschen von hier dazu zu bewegen, in unser Land zu reisen. Tel Aviv ist heute eine lebendige Stadt, das Land ist wunderschön. Es würden dann die Vorstellungen der Menschen fallen, dass es dort nur Wüste und Kamele gibt.

Der „Heimskandal“ – Fakten und Hintergründe

Über die Ideologie, die Gewalt an Kindern legitimiert und ihre Auswirkungen auf das Leben von Heimkindern, berichtet der Kinder- und Jugendpsychiater ERNST BERGER.

Die Liste der Strafmaßnahmen, über die ehemalige Heimkinder heute berichten, liest sich wie das Skript eines Horrorfilms: Prügelstrafe und Kniebeugen wegen nächtlichen WC-Gangs, knien im Waschraum mit Büchern auf den vorgestreckten Händen, Zwang zum Essen durch Zuhalten der Nase und das Aufessen von Erbrochenem, knien auf Reißbürsten, Kopf in die Klomuschel drücken, Schläge auf den Mund bis die Lippen geschwollen waren, als Strafmaßnahme fürs Nägelkauen, Schläge auf den Penis als Strafe wegen Onanie, gewaltsame gynäkologische Untersuchungen. So lauten einige der offiziellen Strafmaßnahmen des Erziehungspersonals. Darüber hinaus gab es Gewalt unter den Kindern und Jugendlichen, die von ErzieherInnen oft geduldet wurde. Manchmal wurde sie auch gefördert – als Kapo-System. Darüber hinaus wird von sexueller Gewalt berichtet, die von Mitzöglingen, von Erziehern, von Krankenschwestern und von Erzieherinnen ausgeübt wurde. Sexuelle Gewalt, die oft als Spiel verkleidet war – „der Schlecker“ hat eines davon geheißt.

Nicht alle Heimkinder waren von dieser Gewalt betroffen, aber manche besonders. In einem „Befund“ eines Heimpsychologen steht: „dunkelhäutig, fremdrassig (Zigeuner), aus Verwahrlosungsmilieu stammend, unterbegabt“. Als „Zigeunerkind“ war man für die Erzieher wie für die anderen Kinder gewissermaßen „vogelfrei“.

Das Leben nach dem Heim

Alfred* ist 50 Jahre alt. In seinen 18 Heimjahren erlebte er alle Formen – körperliche, psychische und sexuelle Gewalt. In einem der Heime waren noch in den 1960er-Jahren Nazirituale Teil des Alltags: Zum Stechschritt mussten Nazilieder gesungen werden. Richard* ist um zwei Jahre älter. Ins Heim ist er wegen Schulproblemen gekommen. „Es war die Hölle“, fasst er seine Erinnerungen zusammen. Irgendwann ist er geflüchtet. Damit war allerdings auch die im Heim begonnene Maurerlehre zu Ende.

Und das Leben nach dem Heim? Beide Männer haben über ihre Erlebnisse im Heim jahrzehntelang geschwiegen. Alfred hat die Erinnerungen „verdrängt“, wie er sagt. Sie sind erst vor zwei Jahren, als die ersten Berichte durch die Medien gegangen sind, wieder aufgetaucht. Da hat er dann zu einem Freund darüber gesprochen. Für Richard war das Interview das erste Mal.

Richard wurde Hilfsarbeiter, wechselte oft den Arbeitsplatz und war in Raufereien und Diebstähle verwickelt. Er wurde angezeigt und verurteilt – Kleinkriminalität heißt das. Alfred ist es gelungen, ein recht stabiles Leben aufzubauen – eine langjährige Partnerschaft, zwei Kinder, stabile Arbeitsverhältnisse in Anlernberufen. Richard fand erst mit fast 40 Jahren Boden unter den Füßen – eine Ehe wurde zum Sprungbrett in ein stabileres Leben.

Depressionen, Angstträume, Panikattacken finden sich in den Berichten der ehemaligen Heimkinder. Rückblickend sind bei vielen die Erlebnisse körperlicher Gewalt im Vordergrund gestanden. Aber auch die sexuelle Gewalt ist noch tief in der Erinnerung eingeebnet. Weder Alfred noch Richard haben ein Rachebedürfnis oder den Glauben, dass eine Anzeige heute noch Sinn macht. Alfred wünscht sich die Möglichkeit einer Psychotherapie. Eine finanzielle Entschädigung wäre für die beiden und für viele andere das Zeichen einer öffentlichen Anerkennung, dass ihnen Unrecht geschehen ist.

Die beiden Beispiele sind eine Auswahl aus 130 Interviews, die ich im Auftrag der Opferschutzorganisation Weisser Ring zwischen 2011 und 2012 mit ehemaligen Heimkindern (51 Frauen, 79 Männer, Durchschnittsalter 53 Jahre) aus Heimen der Jugendfürsorge geführt habe. Zwei meiner Interviewpartner hatten (Heimeinweisung 1944) noch den „Spiegelgrund“ kennengelernt.

Mehr als 98 Prozent berichteten über Erlebnisse psychischer Gewalt, fast ebenso viele (96 Prozent) über körperliche und knapp 47 Prozent über sexuelle Gewalt. Aus den Jahren 1946–75 wird die Häufigkeit körperlicher Gewalt signifikant öfter berichtet als aus späteren Jahren (1976–90). Probleme im späteren Leben finden sich signifikant häufiger nach sexuellen



Gewalterfahrungen: instabile Berufslaufbahnen und Partnerschaften, psychische Probleme, gravierende Turbulenzen im Lebenslauf. Neigung zu kriminellen Handlungen findet sich häufiger nach körperlicher Gewalt.

Gewaltorientierte Pädagogik

Eine Nacht lag ich gefesselt / im Internat in Bad Aussee / Kameraden schützten mir in den Mund noch DDT ...

So beschreibt André Heller in seinem „Angstlied“ seine Erinnerungen. Das war kein Fürsorgeheim, sondern ein privates Internat. In den 1950er- und 1960er-Jahren waren andere implizite und explizite pädagogische Normvorstellungen gültig – gesamtgesellschaftlich und in der Sozialpädagogik. Pädagogische Gewalt war weithin akzeptiert und gehörte auch außerhalb von Heimen zur Alltagserfahrung von Kindern und Jugendlichen. Eine IFES-Befragung 1984 kann als Blitzlicht auf die Pädagogik der 1950er- bis 60er-Jahre gewertet werden: 70 Prozent von 2000 befragten Eltern haben angegeben, als Kind geschlagen worden zu sein.

Diese gewaltorientierte Pädagogik hat in den Heimen ihre extremste Ausprägung gefunden. Das waren zweifellos auch Nachwirkungen der NS-Pädagogik. Die Vorstellungen von Selektion bis hin zur sozialen Eugenik waren dort weiterhin wirksam und es gab eine gewisse Kontinuität der Institutionen und der Personen. Ab dem Ende der 1960er-Jahre wurden diese Umstände in Deutschland früher, in Österreich etwas später unter dem Begriff „Heimniese“ zum Thema des

öffentlichen Diskurses. Die „Erzieher“ in den öffentlichen Heimen oder in privaten Internaten hatten meist keine fachliche Ausbildung. Richtschnur (welch doppeldeutiges Wort!) ihres Handelns war ihr (mehr oder weniger) „gesunder“ Menschenverstand, der in den 1930er- und 1940er-Jahren geformt worden war. In einer Zeit, in der pädagogisches Denken lautete: die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen. Die Nationalsozialisten haben dieses Konzept perfektioniert, aber nicht erfunden. Schon vorher – spätestens seit den 1920er-Jahren – hat die Jugendfürsorge (und die Pädagogik) zwischen Tüchtigen und Versagern unterschieden. Die Nazis haben das dann auch in die Jugendfürsorge übertragen und tödliche Endstationen geschaffen.

Der Text des Liedes von André Heller geht weiter:

... Alles, weil ich's nicht ertrug, dass man Pauli Grünwald schlug / nie vergess' ich das Gegröle / „schafft den Judenstinker fort“ ...

Auch Hellers Text zeigt (wie der zitierte „Befund“), dass rassistische Diskriminierung als spezifische Wurzel von Gewalt noch Jahrzehnte nach dem Ende der NS-Zeit wirksam war.

In Österreich gab es noch eine andere Quelle: einen erzkonservativen Katholizismus, der in manchen Teilen unseres Landes dominante Kraft war. Etwa in Tirol, wo die pädagogischen Praktiken der Ärztin Maria Nowak-Vogl schon 1980 durch einen TV-Bericht von Kurt Langbein bekannt

Probleme im späteren Leben finden sich signifikant häufiger nach sexuellen Gewalterfahrungen. Neigung zu kriminellen Handlungen findet sich häufiger nach körperlicher Gewalt.

wurden und nun durch die Med-Uni Innsbruck offiziell angeprangert worden sind. Zentrales Anliegen von Nowak-Vogl – Trägerin des päpstlichen Silvesterordens – war es, die Sexualität von Kindern zu reglementieren. Psychische und physische Gewalt waren legitime Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Dass der Deckmantel katholischer Sexualmoral gleichzeitig sexuellen Missbrauch in großem Maße ermöglichte, wissen wir heute aus den Berichten der Zöglinge konfessioneller Heime.

Nicht alle Fürsorgeheime, nicht alle katholischen Heime und nicht alle Internate waren Brutstätten und nicht alle Kinder waren Opfer von Gewalt. Aber diese Gewalt war allgegenwärtig.

Und heute? Einzelfälle wird es wohl auch heute noch geben. Sadismus, Machtbedürfnisse, die sich in Gewalt gegen Schwächere entladen, können Merkmale individueller Psychopathologie sein. Die Strukturen, die solche Persönlichkeitsmerkmale zu Systemcharakteristika werden lassen – Erving Goffman hat sie als „totale Institutionen“ bezeichnet – gibt es im pädagogischen Bereich (nahezu) nicht mehr. Pädagogen haben eine qualifizierte Ausbildung, Kontrolle und Supervision sind wichtige Instrumente der Prävention. Die Kinder- und Jugendanwaltschaften und die verfassungsrechtliche Verankerung der Kinderrechte haben das öffentliche Bewusstsein verändert. Und seit 2012 gibt es in sozialpädagogischen Einrichtungen (heute sind das meist kleine Wohngemeinschaften) auch ein externes Monitoring durch die Menschenrechtskommissionen der Volksanwaltschaft.

* Die Namen wurden geändert und einige biografische Details im Sinne der Anonymisierung leicht modifiziert.

Das jüdische Amerika – eine aktuelle Untersuchung

Im Oktober 2013 erschien eine umfassende Untersuchung des renommierten Pew Research Centers über das Judentum in den USA. Diese zeigt eine Reihe sehr interessanter Fakten und Entwicklungen, die sicher zum Teil auch auf Jüdinnen und Juden in Europa zutreffen. Die wichtigsten Ergebnisse.

VON MARTIN ENGELBERG

Stolz auf Judentum

In den USA leben ca. 5 Millionen jüdische Menschen. Diese Zahl ist seit über 50 Jahren gleich – machte diese im Jahr 1960 jedoch 3% der Gesamtbevölkerung der USA aus, sind es heute weniger als 2%. Vorneweg gleich eine wichtige Message: Die überwältigende Mehrheit der Jüdinnen und Juden in den USA, genau gesagt 94%, sind stolz darauf, jüdisch zu sein, und drei Viertel sagen, sie hätten ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk.

Jüdinnen und Juden ohne Religion

Besonders bemerkenswert ist auch eine andere Zahl: 22% der Jüdinnen und Juden stellen über sich fest, dass sie keine Religion hätten. Diese Zahl ist in den vergangenen Jahren bereits gestiegen und dieser Trend wird sich weiter fortsetzen. Während sich in der Generation der 85-jährigen und älter lediglich 7% als „religionslose“ Jüdinnen und Juden bezeichnen, sind es in der Generation der „Millenials“, also der nach 1980 geborenen, bereits

fast ein Drittel, die von sich meinen, keine Religion zu haben, und sich als jüdisch durch Abstammung, Ethnizität oder Kultur bezeichnen. Mit diesem Phänomen liegt die jüdische Bevölkerung der USA jedoch durchaus im Gesamttrend der USA.

Gemischte Ehen

Diese jüdische Menschen ohne Religion erziehen ihre Kinder zu zwei Drittel dann auch nicht jüdisch und haben insgesamt auch viel weniger Kontakt zu jüdischen Organisationen. 79% von ihnen haben keinen jüdischen Partner. Im Gegensatz dazu sind 36% der Jüdinnen und Juden, die sich als solche mit Religion bezeichnen, mit einem nicht-jüdischen Partner verheiratet.

Gemischte Ehen sind in den vergangenen 50 Jahren jedoch insgesamt stark gestiegen. Heirateten bis 1970 gerade einmal 17% der Jüdinnen und Juden in den USA einen nichtjüdischen Partner, so liegt deren Anteil seit 2000 stabil bei 60%.



FOTO ©: RAINER UNKEL/PICTURESK.COM

Die Erinnerung an die Schoah ist für 73% der jüdischen Menschen in den USA das wichtigste jüdische Identifikationsmerkmal.

Stärkste Gruppe – Reformjudentum

Das Reformjudentum ist die stärkste Bewegung in den USA unter Jüdinnen und Juden. Über ein Drittel identifizieren sich mit diesem, 18% mit konservativen Synagogen und schließlich 10% mit dem orthodoxen Judentum, während sich ca. 30% gar keiner speziellen Kongregation zugehörig fühlen.

Obwohl die orthodoxen Jüdinnen und Juden die kleinste Gruppe darstellen, sind sie im Durchschnitt viel jünger und haben viel größere Familien als die gesamte jüdische Bevölkerung. Daher sollte ihr Anteil am Gesamtjudentum in den USA in den nächsten Jahren steigen. Tatsächlich bezeichnen sich 14% der 30–40-Jährigen als orthodox.

Andererseits gibt es auch eine starke Abwanderungsquote. Fast die Hälfte der Befragten, die orthodox aufgewachsen sind, sagen von sich, dass sie es heute nicht mehr sind. Doch auch hier gibt es große Unterschiede in den Altersgruppen: Von den heu-

te 18–27-Jährigen sind lediglich 17% orthodox aufgewachsen und haben dieses Umfeld inzwischen verlassen.

Einhalten der jüdischen Feiertage

Erstaunlich hohe 70% der jüdischen Menschen in den USA haben im vergangenen Jahr zu Pessach an einem Sederabend teilgenommen. Dies bestätigt den Eindruck, dass heute der Sederabend für Jüdinnen und Juden in den USA und der Welt der wichtigste Anlass für Familienzusammenkünfte geworden ist – analog dem Weihnachtsabend für Christen. Demgegenüber gaben lediglich 53% an, am höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur gefastet zu haben.

Verbundenheit mit Israel

Fast 70% der Befragten gaben an, sich mit Israel entweder sehr oder zumindest etwas verbunden zu fühlen. Diese Zahl ist seit über zehn Jahren weitgehend unverändert geblieben. Die Verbundenheit scheint daher von aktuellen politischen Entwicklungen in und um Israel nicht beeinflusst zu sein.

Was bedeutet es, jüdisch zu sein?

Die Erinnerung an die Schoah ist für 73% der jüdischen Menschen in den USA das wichtigste jüdische Identifikationsmerkmal. Dieses wird gefolgt vom Führen eines ethischen/moralischen Lebens (69%) und davon, sich für Gerechtigkeit und Gleichheit einzusetzen (56%). Für 49% der Befragten ist ein wichtiger Teil ihrer jüdischen Identität, intellektuell neugierig zu sein, und für 42% ist Humor eine wichtige Eigenschaft. Sich für Israel einzusetzen ist für 43% der Jüdinnen und Juden von Bedeutung.

Für lediglich 19% der jüdischen Menschen ist die Einhaltung der Halacha (der jüdischen Gesetze) als Basis ihrer jüdischen Identität zentral und die meisten Jüdinnen und Juden sehen keinen Widerspruch zwischen dem Jüdisch-Sein und darin, z. B. am Schabbat zu arbeiten oder nicht an Gott zu glauben. Nur 26% der Jüdinnen und Juden finden Religion wichtig für ihr Leben; dies mit 56% im deutlichen Gegensatz zur US-Bevölkerung insgesamt.

Salomonowitz | Horak*

* Rechtsanwälte – Attorneys at Law | Intellectual Property
Tuchlauben 18/9, A-1010 Wien
T: +43 (1) 5320404-0, F: +43 (1) 5320404-80
E: office@sh-ip.at, www.sh-ip.at

Weitere interessante Erkenntnisse

- Jüdische Menschen in den USA haben eine weit überdurchschnittlich gute Ausbildung – 58% haben ein College absolviert, gegenüber 29% der Gesamtbevölkerung.
- Ein Viertel der jüdischen Bevölkerung haben ein Haushaltseinkommen von mehr als US\$ 150.000,-, verglichen mit 8% aller US-Amerikaner.
- Die Hälfte aller Jüdinnen und Juden können das hebräische Alphabet, aber nur 13% können alle oder zumindest die meisten Worte verstehen, wenn sie hebräisch, also z. B. Gebete, lesen.
- 70% der Befragten fühlen sich den Demokraten näher, gegenüber 22%, die sich als Republikaner sehen. Bei den Orthodoxen ist es genau umgekehrt: Von diesen fühlen sich 57% den Republikanern näher und 36% den Demokraten.



Die Presse



Hannah Lessing

Die Generalsekretärin des Nationalfonds liebt ausgefallene Schuhe, weiß, wie man die Wüste urbar macht und redet am liebsten über ihre Arbeit. Das hat sie eislaufend mit Peter Menasse unter Beweis gestellt.

VON PETER MENASSE (TEXT) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

Hannah Lessing ist eine öffentliche Person. In den Medien sieht man die Generalsekretärin des „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“ meist staatstragend bei Gedenkveranstaltungen, bei Podiumsgesprächen oder ähnlichen offiziellen Gelegenheiten. Die zweite Lessing ist die warmherzige Person, die Schoah-Opfern der ersten oder zweiten Generation hilft und zuhört.

Aber wer ist diese Frau außerhalb der offiziellen Aufgaben? Das wollte ich wissen und habe die Generalsekretärin aufs Eis geführt. Es beginnt mit einer unfairen Streberei. Während



ich noch überlege, ob ich mich wirklich auf die glatte Fläche wagen soll, ist sie schon eine Dreiviertelstunde Probe gefahren. Seit zehn Jahren sei sie nicht mehr eisgelaufen, behauptet sie. Dabei schleift sie dahin, als ob sie Mitglied von „Holiday on Ice“ wäre. Bald ist klar, dass unser Gespräch nur nahe der Bande und nicht ständig beim Herumfahren stattfinden kann. Zu groß ist der Unterschied im Eislaufkönnen. Lessing zeigt mir stolz

„Die Themen“ des Nationalfonds „sind nicht ‚juicy‘ genug, aber dennoch echt wichtig“.

„So lange es auch nur einen Überlebenden gibt, geht unsere Arbeit weiter.
Die Menschen brauchen eine Stelle, wo sie anrufen, wo sie Hilfe holen können.“

ihre Eislaufschuhe. „Die hat mein Freund Thomas seiner Mutter vor 30 Jahren gekauft und sie hat sie nie aus der Schachtel genommen“, sagt sie, „das ist ein Kultschuh, Adidas Cindy“. Sogar der Schuhverkäufer am Platz des Wiener Eislaufvereins hätte voll Bewunderung auf diese Prunkstücke geschaut. Im Laufe der nächsten Stunde beginnt der Schuh dann allerdings arge Falten zu bekommen. Klar auch, Mumien darf man nicht einfach aus ihrem Behälter nehmen und dem Sauerstoff aussetzen. Die Cindys werden wohl nur einmal in ihrem Eislaufschuh-Leben gefahren worden sein.

Ob sie sich beruflich auch auf glattem Eis bewege, frage ich sie zu Anfang. „Allerdings“, meint sie, „das ist oft sehr dünnes und äußerst rutschiges Eis.“ Konkret ginge es ihr darum, kritisch zu bleiben, aber doch auf alle Interessen jener zu achten, die sie für die gute Sache braucht. Denn noch lange sei die große Aufgabe nicht beendet. Je mehr sie sich in Schwung redet, desto schwingender werden auch ihre Eislaufbewegungen. Ich kämpfe, keuche und höre zu.

Was eine total engagierte Generalsekretärin ist, bleibt auch auf dem Eis eine Generalsekretärin: „So lange es auch nur einen Überlebenden gibt, geht unsere Arbeit weiter. Die Menschen brauchen eine Stelle, wo sie anrufen, wo sie Hilfe holen können und Fragen wie solche nach Therapie oder Pflegegeld beantwortet bekommen“.

Zuletzt hat der Fonds neue Aufgaben innerhalb der Kunstrestitutions für jene Gegenstände übernommen, wo es keine Erben gibt. Dann ist man dabei, den Österreich-Pavillon in Auschwitz-Birkenau neuzugestalten, nachdem die bisherige, irreführende und veraltete Einrichtung bereits im Oktober abgebaut worden ist. Schließlich ist der Nationalfonds

auch noch bei den jüdischen Friedhöfen aktiv, eine Aufgabe, die auf 20 Jahre angelegt ist. Lessing und ihr Team werden also weiter gebraucht, auch wenn derzeit weniger über die Aktivitäten berichtet wird. „Die Themen“, so Lessing, „sind nicht ‚juicy‘ genug, aber dennoch echt wichtig“.

Ich komme zu Atem und kann das Gespräch auf das Thema Eislaufen zurückführen. Nahezu alle gebürtigen Wiener sind als Jugendliche zum Eislaufen in die Lothringerstraße gegangen, um hübsche Mädchen zu treffen. Das war früher so etwas wie eine Disco heute. Bei Lessing und ihren Mitschülerinnen sei es anders



Hannah Lessing Eislaufstar

gewesen, sagt sie, sie hätten sich die feschen jungen Männer schon selbst mitgebracht. Aber eine ihrer Kolleginnen aus dem Nationalfonds hat tatsächlich am Wiener Eislaufverein

im zarten Alter von dreizehn Jahren ihren späteren Mann kennengelernt.

Das Kind Hannah war eine ehrgeizige Geräteturnerin. Begonnen hat sie mit sechs Jahren bei Union Wien 9. Am Anmeldeformular stand „Wir turnen im christlichen Sinn.“ Aber immerhin gab es eine Zeile, wo man die Religionszugehörigkeit ausfüllen konnte, und da war dann „mosaisch“ auch kein Problem. Einmal im Jahr turnte sie beim „Turnvater Jahn-Gedächtnisturnen“ und kümmerte sich ansonsten wenig um Ideologie, sondern mehr um ihr Lieblingsgerät, den Stufenbarren. Sie sei immer eher kräftig gewesen, nicht der elegante Typ für den Balken. „Kräftig“, sagt sie, fährt vor mir her und ich denke, kaum das Tempo halten könnend, „wem sagt sie das?“

Heute spielt Lessing lieber Golf, erzählt von Handicap 14.7, von dem ich annehme, dass es toll ist, weil sie einen gewissen Stolz nicht verbergen kann. Vor zwei Jahren hat sie bei den Maccabi-Spielen in der allgemeinen Klasse die Bronzemedaille gewonnen. Viele junge Spielerinnen hatten zwar ein deutlich besseres Handicap, aber nicht die durch harte Verhandlungen erworbene innere Ruhe der Kämpferin.

Ich kämpfe auch weiter und versuche das Thema von der Arbeit (lädt sie mit zu viel Energie auf) und dem Sport (lässt sie zu eisläuferischer Hochform auflaufen) auf andere Bereiche ihres Lebens zu bringen. Endlich an der Bande stehend, reden wir von Hollywood.

Lessing sang als Schulkind im Chor und spielte Theater. Was hat diese Frau eigentlich ausgelassen? Sie habe wie jedes Mädchen von der großen Schauspielerei geträumt, erzählt sie. 1978 bewarb sie sich um eine Rolle beim Vierteiler *Holocaust* und

„Wir mussten in die Gaskammern hineingehen und dann wurden hinter uns die Türen zugemacht. Ich habe für einen kurzen Moment das durcherlebt, was meine Großmutter nicht überlebte.“

wurde gecastet. Sie spielte die Sofia Alatri, ein italienisches Kind, das von seinen Eltern getrennt wurde. Es war ein schockierendes Erlebnis, das ihr diese Rolle bescherte. Sie kam an einem grauen Novembertag zum Drehort in Mauthausen, begegnete dort als Erstes den kahlgeschorenen Frauen der Mühl-Kommune und Schauspielern in SS-Uniformen mit Schäferhunden.

Die beiden berühmten Schauspielerinnen Rosemary Harris und Käte Janyec merkten ihre Beklommenheit und kümmerten sich um das Mädchen. „Ich brauchte nicht wirklich spielen, ich war so fertig. Wir mussten in die Gaskammern hineingehen und dann wurden hinter uns die Türen zugemacht. Ich habe für einen kurzen Moment das durcherlebt, was meine Großmutter nicht überlebte“. Schlüsselerlebnis nennt man das wohl, samt vorgezeichneter, beruflichen Werdegang.



Zuletzt hat der Fonds neue Aufgaben innerhalb der Kunstrestitution für jene Gegenstände übernommen, wo es keine Erben gibt.

Am Ende unseres Gesprächs geht es dann wieder um Schuhe. Mit sechzehn war Hannah Sängerin in einer kleinen Band. Man spielte beim jüdischen Ball Paré oder auch in einem

Jazzkeller am Gürtel. „Ich glaube, wir machten fürchterlich schlechte Musik“. Aber dass sie hellblaue Seidenschuhe getragen hat, daran scheint sie sich schon noch gerne zu erinnern.



Peter Menasse traf Hannah Lessing am Wiener Eislaufverein.

Wir sind endlich wirklich weg von der Arbeit und auch von der Eisfläche. Im Büro des Wiener Eislaufvereins ist es angenehm warm. Das bringt uns auf Israel. Zwei- bis dreimal im Jahr ist sie dort und sie spricht auch Hebräisch. Ihre Diplomarbeit im Rahmen des Wirtschaftsstudiums hat sie 1986 in einem Kibbuz recherchiert. „Bodenurbarmachung und Landgewinnung in Israel und deren Auswirkung auf die Volkswirtschaft“ hieß der wenig Hollywood-like Titel.

Hannah Lessing weiß also, wie man die Wüste urbar macht und welche Pflanzen die Erosion des Bodens einschränken. Ob es in Israel einen Eislaufplatz gibt, weiß sie allerdings nicht. Aber ehrlich gesagt, würde ich dort ohnehin nicht eislaufen gehen. Schon gar nicht mit der rasanten Hannah.

Recht auf Leben

Die NSA-Affäre und Israel. Ein Gespräch mit der renommierten Terrorismusexpertin Anat Berko.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM (TEXT UND FOTO)

Das Sporthotel Kfar Makkabia in Ramat Gan atmet die Atmosphäre der Mittelmeermetropole Tel Aviv. Der Klavierspieler, der die Geräuschkulisse in der Lobby besorgt, stammt offensichtlich aus der ehemaligen Sowjetunion. Ein junger Geschäftsmann bedient sein iPad, lässig zurückgelehnt in einen der bequemen Clubsessel. Er kann seine Herkunft aus einem der anglophonen Länder nicht verleugnen. Auch die Bedienung kommt von weit her: Sie stammt aus Äthiopien. Mit großen Schritten eilt der ehemalige Oberrabbiner Israels, Meir Lau, dem Ausgang zu, vorbei an dem schüchtern wirkenden Portier und Sicherheitsmann, der mich nach Blickkontakt wortlos hatte passieren lassen. Meine Gesprächspartnerin, Anat Berko, ist – so hat mir bereits das Internet verraten – eine „weltbekannte Terrorismusexpertin“, Gastprofessorin an der George Washington Universität, Research Fellow am „International Institute for Counter-Terrorism“ des Interdisziplinären Zentrums in Herzliya. Es soll darum gehen, wie Israel mit den Enthüllungen der Spionagetätigkeit der amerikanischen National Security Agency (NSA) umgeht.

Wer sich abhören lässt, ist selbst schuld

Die Amerikaner haben Angst vor einem „Pearl Harbor im Datenraum“. Mit dem japanischen Überraschungsangriff auf den Pazifikhafen auf Hawaii hatte am 7. Dezember 1941 für die Amerikaner der Zweite Weltkrieg begonnen. Im Sommer 2011 warnte US-Verteidigungsminister Leon Panetta: „Unser nächstes Pearl Harbor könnte eine Cyberattacke sein, die unsere Energieversorgung, unsere



Kommunikationsnetzwerke, unsere Sicherheits-, finanziellen und Regierungssysteme außer Gefecht setzt“. Die *Financial Times* stellt sich ein Szenario vor, das in etwa einer Katastrophe entspräche, die durch fünfzig Hurrikane gleichzeitig verursacht würde. Ein Schaden von 700 Milliarden US-Dollar wird prognostiziert, der das ganze Land wochenlang handlungsunfähig macht. All das könnte verursacht werden nicht etwa von einem souveränen, berechenbaren und greifbaren Staat, sondern von einer Terrorzelle, die im Iran, im Jemen oder in Afghanistan sitzt – oder auch über die ganze Welt verstreut, lediglich durch das Internet verbunden ist. „Jeder künftige Krieg“, unkt die *Washington Post*, „wird einen Hauch von Terror beinhalten – unsichtbar, anonym, verheerend.“ Deshalb haben die Amerikaner seit dem 11. September 2001 mehr als 500 Milliarden US-Dollar für nachrichtendienstliche Informationen ausgegeben. Die israel-

ische Tageszeitung *Haaretz* errechnet, dass die USA ungefähr zehn Mal so viel für Spionage ausgeben wie für ihren Verteidigungshaushalt. 2013 werden amerikanische Geheimdienste 4,9 Milliarden Dollar für Operationen im Ausland verwenden.

Durch die Enthüllungen des Computerexperten Edward Snowden wurden im Frühsommer 2013 neue Ausmaße der amerikanischen Spionage vor allem auch gegenüber befreundeten Ländern und deren Staatschefs offenbar. Die Medien in Deutschland sind empört. Der Bundesnachrichtendienst (BND) und das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) arbeiten eng mit der NSA zusammen. Das ist kein Geheimnis. Die *Süddeutsche Zeitung* (SZ) mutmaßt, dass das BfV „Informationen über in Deutschland ausgespähte Menschen weitergibt“. Vor allem bei Bundesbürgern, die in der DDR aufgewachsen sind, werden „unangenehme Erinnerungen an die Abhörwut der Stasi“ geweckt.

Ganz schlimm findet die SZ, dass die NSA Daten über Deutsche an Israel weitergegeben haben soll, was sich „zu stark zu Gunsten Israels auswirke“. Für die deutschen Kommentatoren ist das völlig unverständlich, weil doch davon auszugehen sei, dass Israel die Vereinigten Staaten „aggressiv“ ausspionierte, um – so vermutet ein „hochrangiger NSA-Mitarbeiter“ – deren „Einstellung zu Problemen im Nahen Osten zu erfahren“.

Die israelische Gesellschaft quitiert die deutsche Panik mit verständnislosem Schulterzucken. Dass jeder jeden auszuspionieren sucht, wird

„Selbstmordattentäter sind smarter als die raffinierteste Smart Bomb. Ein Feind ist nur zu besiegen, wenn er klar definiert ist!“ Anat Berkos Feind ist der radikale Islam.

als gegeben vorausgesetzt. Die Aufregung in Europa wird in Israel – soweit überhaupt beachtet – als Nai-vität oder Heuchelei abgetan: Als würden europäische Geheimdienste nicht selbst alles daran setzen, um alles Mögliche zu hören, zu sehen und zu speichern. Premierminister Netanjahu soll selbst zu den Regierungschefs gehören, für deren Mobiltelefongespräche sich die NSA interessierte. In der Öffentlichkeit hat sich in Israel darüber niemand echauffiert. Wenn sich als tatsächlich erweisen sollte, dass die NSA Handygespräche des Premiers abgehört hat, würde man in Israel wohl eher über den eigenen Ministerpräsidenten lachen, der Geheimes am Telefon ausplaudert – oder sich über den eigenen Inlandsgeheimdienst aufregen, der nicht dazu in der Lage ist, dem Regierungschef abhörsichere Kommunikation zu ermöglichen. Wer sich abhören lässt, ist selbst schuld.

„Das könnte ein Terrorist sein!“

Anat Berko stammt aus einer Familie, die als Flüchtlinge aus Bagdad nach Israel gekommen sind. In Ramat Gan ist sie als eines von sechs Geschwistern aufgewachsen: „Ich erinnere mich noch, wie ich schon als kleines Mädchen lernen musste, dass man Dinge nicht einfach vom Boden aufhebt, nicht mit verdächtigen Gegenständen spielt.“ Sie erzählt, wie ihre Tochter sie einmal im Stadtbus auf einen Mann aufmerksam machte, der im Hochsommer einen Mantel anhatte: „Das könnte ein Terrorist sein!“ „In Europa oder Amerika fällt Kindern so etwas überhaupt nicht auf“, erklärt die eher schwächling wirkende Mittfünfzigerin. „Wenn ich in ein Einkaufszentrum komme, erwarte ich, dass die Sicherheitsleute die Waffe in meiner Handtasche entdecken. Wenn die Privatsphäre meiner Handtasche nicht gründlich durchleuchtet wird, frage ich mich, wen sie sonst noch durchgelassen haben

– vielleicht eine Selbstmordattentäterin?!“

Berko weiß, wovon sie spricht. Als die Mutter von drei Kindern sich nach 25 Jahren vom aktiven Militärdienst verabschieden ließ, trug sie nicht nur den Rang eines Oberstleutnants, sondern auch den Titel eines Doktors der Psychologie. Ihr Spezialgebiet: Frauen und Kinder als Selbstmordattentäter. Sie erklärt: „Ich wollte wissen, wie Menschen denken, die bereit sind, sich in die Luft zu sprengen.“ Um das herauszufinden, hat sie nicht nur die Größen des palästinensischen Terrors, wie etwa Scheich Ahmad Jassin, im Gefängnis interviewt. „Im Rahmen meiner Arbeit habe ich mich in eigenartigen Situationen wiedergefunden – wenn ich etwa eine Selbstmordattentäterin umarmt habe, die gestern noch eines meiner Kinder hätte töten können.“ Viele Leute sprechen über Terrorismus – Anat Berko hat Terroristen selbst berührt, tief gehende Beziehungen mit ihnen aufgebaut. Dabei kommt ihr zu Hilfe, dass sie nicht nur wie eine Araberin aussieht, ihre Muttersprache ist Arabisch. „Du verstehst uns“, hat ihr der auffallend rotbärtige Jerusalemer Hamas-Scheich Muhammad Abu Tir einmal attestiert. Berko weiß: „Diese Leute sind keine Verrückten. Dem Westen fehlt nur die Fähigkeit, sie zu verstehen.“

Heute bemüht sich die Kriminologin in Amerika und Europa ihren Studenten und Kollegen zu erklären, wie ihre muslimischen Mitmenschen denken. „Selbstmordattentäter sind smarter als die raffinierteste Smart Bomb.“ Sie will vermitteln: „Ein Feind ist nur zu besiegen, wenn er klar definiert ist!“ Berkos Feind ist der radikale Islam. Sie geht davon aus, dass sie als arabische Jüdin und israelische Offizierin der westlichen Welt mit ihrer Mentalität, ihrer Denkweise und ihren Erfahrungen ein wesentliches Handwerkszeug für die Zukunft

an die Hand zu geben hat: „Den Europäern und Amerikanern fehlen bislang unsere Erfahrungen, um nachvollziehen zu können, wie wir denken. Aber in Amerika bringt man den Kindern in den Schulen bereits bei, sich bei einer Schießerei unter dem Tisch zu verstecken. Wir müssen unsere Kinder in Zivilübungen auf Naturkatastrophen und Terroranschläge vorbereiten.“

Anat Berko erinnert daran, dass deutsche Behörden die Terroristen vom 11. September 2001 kannten. Im Grunde hatte die westliche Welt alle Informationen an der Hand, um diese Anschläge zu verhindern. Engagiert fordert sie: „Ich erwarte, dass die Welt präventiv etwas tut! Wir haben nicht nur ein Recht auf Freiheit. Wir haben vor allem ein Recht auf Leben!“ Deshalb hat sie kein Problem, wenn sie selbst nach der Landung auf dem John-F.-Kennedy-Flughafen von amerikanischen Sicherheitsbeamten gründlich untersucht wird. Allerdings glaubt die israelische Terrorismusexpertin nicht, dass die Sicherheitsprüfungen in Europa oder Amerika wirklich effektiv sind: „Ich bin überzeugt, es gibt weit klügere Methoden, als jemanden abzutasten. Wesentlicher ist zu wissen, welche Fragen gestellt werden müssen. Wichtiger als ein Körpercheck ist es, das Gegenüber in ein Gespräch zu verwickeln. Der Überprüfte muss überhaupt nicht das Gefühl haben, dass er einen Sicherheitscheck durchläuft.“ Illusionslos deutet die Psychologin an, dass Flugsicherheit in Zukunft nur durch eine totale Aufgabe der Privatsphäre garantiert werden kann. Es ist heute schon technisch möglich, Bomben herzustellen, die kein Körpercheck findet. „Die Amerikaner machen sich Gedanken darüber, was alles operativ in den menschlichen Körper eingesetzt werden kann“, sinniert Berko, „aber das geht auch viel einfacher, etwa durch explosive Tampons.“

Der wirtschaftspolitische Vater der Tea Party

Der österreichisch-amerikanische Ökonom Ludwig von Mises hat in den 20er-Jahren die Politik des billigen Geldes zum Grundübel der Krisenbekämpfung erklärt. Wie aktuell ist Mises heute, wo Zentralbanken auf der halben Welt die Druckmaschinen auf Anschlag arbeiten lassen?

VON EVA KONZETT

Es ist ein feuchtfrohlicher Abend in diesem Herbst 1934. Wie so oft ist der Mises-Kreis im Wirtshaus eingetroffen. Nach der intellektuellen Auseinandersetzung gönnt sich die Truppe nun Bier, Wein und Musik. Der Kreis musiziert gern miteinander, erfreut sich am Wienerlied mit eigenen Texten. An diesem Abend wird jedoch ein Abschiedslied gegeben. Ludwig von Mises, Mittelpunkt des Kreises, wird Wien verlassen und eine Einladung aus Genf annehmen.

Das politische Umfeld lässt ein Bleiben in Österreich nicht zu, der aussichtslose Kampf Mises für Anerkennung in der akademischen Welt hat ihm zugesetzt. Später wird er die Ankunft in Genf „eine Befreiung“ nennen. Eine Heimat kann die Schweiz ihm aber nicht bieten. Mises emigriert 1940 in die USA. Er habe es nicht länger ertragen, „in einem Lande zu leben, das meine Anwesenheit als politische Belastung und Gefährdung seiner Sicherheit empfand“.

Der Ökonom Ludwig von Mises gilt neben Friedrich von Hayek als der wichtigste Vertreter der wirtschaftsliberalen Österreichischen Schule der Nationalökonomie. 1881 im Lemberg der Monarchie geboren, wächst Mises in Wien auf, wo er auch promoviert. Der Wunsch nach einer Professur bleibt ihm verwehrt – ebenso die Bekanntheit in



FOTO ©: LUDWIG VON MISES INSTITUTE/CC BY-SA 3.0

Österreich. Er arbeitet in der Wiener Handelskammer, gründet das Institut für Konjunkturforschung, hält Privatseminare. Erst in New York wird er die Lehrkanzel besteigen. Er stirbt 1973 ebendort. In Österreich nahezu vergessen, werden in den USA seine Thesen bis heute rezipiert, weiterentwickelt und teils radikalisiert: Die Libertarianern – eine Art marktwirtschaftlicher Anarchisten, die zusehends an Einfluss gewinnen – und die ökonomischen Vision der angrenzenden Tea Party, bauen auf seinen Thesen auf.

Noch in Wien stimmt es Mises todunglücklich, nicht von der Univer-

sität berufen zu werden. Die Alma Mater windet sich wegen mehrerer Faktoren, Mises als Kandidaten für einen Lehrstuhl in Betrachtung zu ziehen. Zum einen zeigt sich Mises mitunter schwierig im Umgang, nicht der Mann, „seine Missachtung erfolgreich zu verbergen“, wie Hayek ihn charakterisiert. Außerdem ist Mises jüdischer Herkunft. Und der Antisemitismus in den akademischen Kreisen wächst in der Zwischenkriegszeit. Nicht zuletzt bewegt sich Mises mit seinen Thesen fernab des herrschenden Gedankenguts in der Hauptstadt. Im roten Wien gelten wirtschaftsliberale Theorien als ketzerisch. Er habe, schreibt Mises nach seiner Ankunft in den USA verbittert, ein großer Reformverwahrloster werden wollen, er sei letztlich aber nur der Geschichtsschreiber des Niedergangs geworden.

Fehlgeleitete Geldpolitik

Mehr als ein halbes Jahrhundert später, Mitte Oktober 2013 steht mit dem Budgetstreit in den USA nicht nur der amerikanische Haushalt, sondern Wohl und Wehe der Weltwirtschaft auf der Kippe. Kurz vor der Eskalation erstreiten Republikaner und Demokraten vorerst eine Einigung. Im Jänner ist die Schuldengrenze wieder ausgereizt. Nicht zum ersten Mal erreicht die größte Volkswirtschaft der Welt dieses Stadium. Fünf Jahre nach Ausbruch der internationalen Finanz-

Für Mises läge die Schuld der Krise demnach bei den Zentralbanken und in der Wirtschaftspolitik der Länder, in der Gelddruckerei und den Kapitalspritzen für alles, was als „systemrelevant“ klassifiziert wird.

und Wirtschaftskrise reflektiert das zähe Ringen im Budgetstreit jedoch die Fragilität der ökonomischen Lage. Noch immer pumpen Notenbanken spottbilliges Geld in die Märkte. Die amerikanische Notenbank Fed hat das Zeitalter der ungewöhnlichen Maßnahmen ausgerufen, in der Europäischen Zentralbank in Frankfurt wird seit 2012 mit der „Bazooka“ geschossen: Die EZB kauft unbegrenzt Staatsanleihen der Krisenstaaten, um die Risikoaufschläge in erträglicher Spanne zu halten. Alles Zeichen, dass die Wirtschaftskrise noch lange nicht ausgestanden ist. Oder werden vielleicht die falschen Kuren angewendet? In seinen geldtheoretischen Schriften der 20er-Jahre beschreibt Mises die Zyklen von Boom und Bust, also Aufschwung und Rezession, als Folge einer fehlgeleiteten Geldpolitik. Billiges Geld und billige Kredite, so glaubt Mises, fördern waghalsige und unrentable Projekte und einen kreditfinanzierten Boom. Eine Krise erfüllt demnach einen Zweck, indem sie Fehlinvestitionen und Preisverzerrungen wieder an die ökonomische Realität angleicht.

Gilt das bis heute? „Mises würde bei dem gegenwärtigen Krisenmanagement die Hände über dem Kopf zusammenschlagen“, sagt Hansjörg Klausinger, Professor an der Wirtschaftsuniversität Wien. Für Mises läge die Schuld der Krise demnach bei den Zentralbanken und in der Wirtschaftspolitik der Länder, in der Gelddruckerei und den Kapitalspritzen für alles, was als „systemrelevant“ klassifiziert wird. Hier würde die Mises'sche Medizin ansetzen: Keine weitere Ausweitung der Geldmenge, höhere Leitzinsen, eine Rosskur für die ausufernden Haushalte, kein „too big to fail“. „Und dann würde Mises darauf warten, dass das Marktsystem sich selbst regeneriert“. Klausinger schüttelt den Kopf. Er hält wenig von einer derartigen Herangehensweise. „Mises' Rezeptur ist in größerem Maßstab kaum irgendwo ausprobiert worden. Weder zu seinen Lebzeiten noch heute“, sagt er. Klausinger sitzt in seinem frisch bezogenen Büro im zweiten Gebäude der neuen Wirtschaftsuniversität. In der Ecke stehen noch Umzugskisten, draußen schlendern Studenten-

grüppchen. „Wissen, Sie“, holt der Professor aus, „die Marktwirtschaft kann mit vielen Störungen umgehen und sich reorganisieren. Es gibt aber ein Ausmaß an Störungen, wo man die Wirtschaft sich nicht selbst überlassen darf, um die notwendigen Anpassungen vorzunehmen.“ Klausinger lässt wenig Zweifel daran, dass gegenwärtig letzteres Szenario eingetreten ist. Keine Interventionen „hiesse nun, die Banken zusammenbrechen lassen. Mit allen Konsequenzen“, erklärt der Professor. Welche Konsequenzen? „Schlussendlich der Niedergang.“

Kritik an Sozialismus

Barbara Kolm, Leiterin des Hayek-Instituts in Wien und vehemente Verfechterin des Wirtschaftsliberalismus, kann den Thesen von Mises naturgemäß mehr abgewinnen. „Hochaktuell“ nennt sie seine Kritik an Sozialismus und zentral gelenkter Planwirtschaft, die sie in den Maßnahmen und Regulierungen Brüssels wiederzuerkennen glaubt. Sie hat in ihr Institut eingeladen, das sich in der Grünangergasse im ersten Bezirk befindet. Nur wenige Häuserzeilen entfernt haben die Mises-Schüler an jenem Herbstabend 1934 den Professor verabschiedet. Heute drehte sich der Ökonom „im Grabe um, würde Mises etwa von den Überlegungen zur Bankenunion erfahren“, ist Kolm sich sicher, „vor allem, weil all diese Rezepturen in der Vergangenheit nicht geholfen haben“. „Er hätte hier Sozialismus gewittert“, meint sie – und das sei es schließlich auch. Linke Tendenzen auszumachen, das wäre an sich für Mises nichts Ungewöhnliches: Den Sozialismus sah er eigentlich überall. In Wien sowieso, in der amerikanischen Wirtschaftspolitik Keynes'scher Prägung auch. Selbst seine Kollegen von der von Hayek gegründeten Mont Pelerin Society, nannte er im Streit „Sozialisten“. Und das war als Schimpfwort

EIN FILM VON CLAUDE LANZMANN

DER LETZTE DER UNGERECHTEN

... **überragend in seiner historischen Wucht und moralischen Kraft ...**

(Die Presse)

JETZT IM KINO



Billiges Geld und billige Kredite, so glaubt Mises, fördern waghalsige und unrentable Projekte und einen kreditfinanzierten Boom. Eine Krise erfüllt demnach einen Zweck, indem sie Fehlinvestitionen und Preisverzerrungen wieder an die ökonomische Realität angleicht.

gemeint. Doch nicht nur ideologisch stemmte sich der liberale Gralshüter gegen den Sozialismus, er rückte ihm auch theoretisch zu Leibe. Seine 1922 publizierte Schrift *Die Gemeinwirtschaft* beschreibt zum ersten Mal den eklatanten Mangel der Planwirtschaft: Ohne Angebot und Nachfrage, die in Preise übersetzt werden, könnten Ressourcenmängel und Überfluss nicht angezeigt werden. Die Folge: Es wird nicht bedarfsgerecht produziert. Die Mises-Schrift ist die erste Frontalattacke gegen ein System, das damals auch im wissenschaftlichen Betrieb noch durchaus Sympathien erweckte. Heute stellt diese Grundlagenkritik an der Planwirtschaft kaum jemand mehr in Frage. Mises hat neben Hayek viel dazu beigetragen, das sozialistische Wirtschaftssystem zu entzaubern. Und ist damit Mainstream geworden.

Doch auch in den Nischen bleibt die Weltsicht des Ökonomen erhalten. Neben den Libertarianern beruft sich auch die Tea-Party-Bewegung immer wieder auf ihn. Das Mauern dieser Bewegung, die innerhalb der Republikaner großen Zulauf genießt und die auch von Libertarianern unterstützt wird, hat den Budgetstreit maßgeblich beeinflusst. Man gibt sich wirtschaftspolitisch ultraliberal und gesellschaftspolitisch stockkonservativ. Im Eigenverständnis gibt man den wahren Amerikaner. Eine politische Heimat für Mises? „Er würde darauf verweisen, dass Rahmenbedingungen und der Rechtsstaat Voraussetzungen für eine funktionierende Wirtschaft sind“, meint Kolm. Dass manch ein Tea-Party-Anhänger selbst die Privatisierung des Steuerwesens fordert, ginge wohl auch dem österreichischen Liberalen zu weit. Für die ideologischen Ausflüge der Bewegung,

Stichwort Waffen, Abtreibung und Homosexualität würde sich Mises vermutlich nicht interessieren und auf die individuelle Freiheit verweisen. Mit dem wirtschaftspolitischen Programm der Tea Party, inklusive Steuersenkungen, strikte Sanierung des Staatshaushaltes, Aufhebung der Gesundheitsreform, Beschneidung der Macht der Bundesregierung sowie Rückkehr zum Goldstandard, käme er aber gut zurecht. Auch Professor Klausinger erkennt die Handschrift Mises in der Tea Party: „Diese Bewegung ist sicher von einem spezifischen Liberalismus geprägt, der in seiner Radikalität Mises viel zu verdanken hat“. Mises würde in der Tea Party in Wirtschaftsfragen wohl Liberale auf Augenhöhe finden. Und auf manch einen stoßen, der noch radikaler gesinnt ist als er selbst. Klausinger: „Auch wenn das schwer vorstellbar ist.“

**4 Wochen
gratis testen!**

Bestellung: E-Mail an
abo-center@wienerzeitung.at
oder Fax an 01 206 99 100.
Telefon Abo-Center:
0810 0810 99

WIENER ZEITUNG ■
Zusammenhänge verstehen.

„Wien ist ein Teil meines Lebens“

Seit 1989 lädt der Jewish Welcome Service vertriebene österreichische Jüdinnen und Juden nach Wien ein. Zuletzt besuchten Anfang Oktober etwa 80 Personen, unter anderem aus Israel, Argentinien, Peru, Australien, Großbritannien und den USA, ihre ehemalige Heimatstadt.

VON DAVID RENNERT (TEXT UND FOTO)

„Nehmen Sie doch auch ein Stück Sachertorte! Oder vielleicht lieber Gugelhupf?“, fragt Hedi Argent. Die 84-Jährige sitzt mit rund 80 jüdischen Wienerinnen und Wienern, die aus ihrer Heimatstadt vertrieben worden waren, im Stadtsenatssitzungssaal des Wiener Rathauses. Sie sind auf Einladung des Jewish Welcome Service (JWS) aus aller Welt angereist. Die meisten von ihnen waren noch Kinder, als sie vor den Nationalsozialisten fliehen mussten. Die wenigsten kehrten jemals nach Wien zurück.

Gerade hat Stadtrat Christian Oxo-nitsch (SPÖ) die Gäste zu einer „Wiener Jause“ im Rathaus empfangen und in seiner Ansprache erzählt, wie sehr sich die Stadt seit 1938 verändert habe. Dass heute wieder jüdisches Leben in Österreich existiere und man stolz darauf sei. Der Applaus ist verhalten.

„Es ist schwer, hier zu sein“, sagt Hedi Argent in akzentfreiem Deutsch. „Aber es ist eine andere Generation, man kann nicht immer nur herumsitzen, man muss weitergehen. Ich hoffe, wir können alle weitergehen.“ Seit 74 Jahren lebt sie in England. Dass sie einmal im Wiener Rathaus Kaffeetrinken würde hätte sie nicht gedacht.

Schulbesuch verboten

1929 als Hedi Schnabl in Schwechat geboren, erinnert sich Argent noch genau an die Ereignisse im März

1938: Als eines von drei jüdischen Schulkindern der Schwechater Volksschule wurde ihr bereits am Tag nach dem „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland der weitere Schulbesuch verboten. Es sei kein Platz für Juden, hieß es vom Direktor lapidar. Dem Vater wurde seine Anwaltskanzlei weggenommen, er musste unterschreiben, dass er sie freiwillig der „arischen“ Konkurrenz überlasse. Auch die Schwechater Wohnung der Eltern wurde „arisiert“, ein Parteimitglied der NSDAP zog ein.

Die Familie übersiedelte nach Wien, lebte in der leerstehenden Wohnung einer Bekannten, die Österreich bereits verlassen hatte. Der Vater, ein bekannter Strafverteidiger, erhielt eine Arbeitsgenehmigung als „juristischer Assistent“ eines „arischen“ Anwalts. Als er sich vor Gericht für einen Juden einsetzte, der einen Pass gefälscht hatte, um ausreisen zu können, wurde er auf der Stelle verhaftet.

Rettung vor Pogromnacht

„Sechs Wochen lang haben sie ihn in die Roßauer Kaserne gesperrt“, erzählt Argent. „Wir hatten große Angst um ihn, aber letztlich hatte er Glück im Unglück.“ Denn er hätte am Abend jenes 10. Novembers freikommen sollen, an dem die Novemberpogrome in Wien ihren Höhepunkt erreichten. Ein Wachebeamter, den er noch von seiner Arbeit als Anwalt kannte,

warnte ihn davor, die Zelle zu verlassen. So blieb er freiwillig in der Kaserne, während draußen die Wiener Synagogen brannten, dutzende Jüdinnen und Juden ermordet und tausende verhaftet wurden.

Nach seiner Entlassung übersiedelte die Familie ein letztes Mal innerhalb Österreichs, nach Dornbach im 17. Wiener Gemeindebezirk, wo eine Cousine der Mutter gelebt hatte. In der Innenstadt war es zu gefährlich, ständig kam es zu Übergriffen auf die jüdische Bevölkerung, erinnert sich Argent. Im Juli 1939 gelang es schließlich, eine Ausreisegenehmigung nach England zu erhalten und Österreich zu verlassen. Bis heute lebt Argent in London, wo sie studierte und eine Familie gründete.

1968 kam sie einmal nach Wien, reiste aber umgehend wieder ab. „Als ich das erste Mal auf der Straße Wienerisch gehört hab, bin ich weggerannt“, erzählt sie. „Ich habe es nicht ausgehalten“. Der Jewish Welcome Service habe sie schon öfter eingeladen, nie wollte sie kommen. Diesmal sei es anders gewesen, erzählt sie. Der Wunsch, Wien noch einmal zu sehen, sei stärker geworden. Auch, um österreichischen Schulkindern ihre Lebensgeschichte erzählen zu können.

Nach dem Krieg wieder in Wien zu leben war für Hedi Argents Familie kei-

Gerade hat Stadtrat Christian Oxonitsch die Gäste zu einer „Wiener Jause“ im Rathaus empfangen und in seiner Ansprache erzählt, dass heute wieder jüdisches Leben in Österreich existiere und man stolz darauf sei. Der Applaus ist verhalten.

ne Option. „Der Vater wäre vielleicht zurückgegangen, aber für meine Mutter war es unmöglich“, erzählt die 84-Jährige. „Sie wollte von Österreich nichts wissen, nicht darüber sprechen – sie hätte nicht einmal erlaubt, auf einer Reise in Österreich umzusteigen. Und ich? Ich bin Londonerin“, lacht Hedi Argent.

Alles vergessen

Lilly Drukker nickt verständnisvoll. Sie sitzt mit ihrem Mann am Nebentisch und hat unserem Gespräch zugehört. „Ich fühle mich auch nicht als Wienerin, aber die Stadt ist ein Teil meines Lebens. Auch wenn ich das lange verdrängen wollte.“ Als Zwölfjährige kam Drukker mit einem Kindertransport nach England, später ging sie mit ihrer Familie in die USA. „Als ich jung war, wollte ich einfach Amerikanerin sein, alles vergessen, was davor passiert ist“, sagt sie. Jahrzehntelang sprach die heute 86-Jährige mit niemandem über ihre Kindheit, heute ist ihr das Erzählen aber ein Bedürfnis geworden.

Lilly Drukker wuchs im 20. Wiener Gemeindebezirk auf, die Familie wohnte in der Klosterneuburgerstraße. Sie besuchte eine öffentliche Volksschule und anschließend – bis zum „Anschluss“ – das Brigittenauer Gymnasium am Augarten. Am Morgen des 11. Novembers 1938, als Hedi Argents Vater noch in einer Zelle der Roßbauer Kaserne saß, beobachtete Lilly vom Wohnzimmerfenster aus, wie ein Lastwagen vor dem Haus hielt. Bewaffnete SS-Männer stiegen aus und klingelten beim Hausmeister. Sie fragten, ob Juden im Haus wohnten, erfuhr sie später.

„Wir konnten hören, wie sie in ihren schweren Stiefeln die Treppe hochkamen, im nächsten Moment schon hämmerten sie an unsere Tür und brüllten irgendetwas“, erinnert sich Drukker. Die SS-Männer durch-



Hedi Argent und Lilly Drukker

suchten die Wohnung und verhafteten den Vater, ein Mitglied der Wiener Philharmoniker. Niemand wusste, wohin sie ihn brachten.

Post aus Dachau

„Meine Mutter hat mich geschnappt und wir sind zum Büro der Philharmoniker gefahren. Sie erzählte jemandem aus dem Vorstand, was passiert war, ich weiß nicht mehr, wie er hieß.“ Er könne in der Sache derzeit nichts tun, aber man solle ihm mitteilen, wenn man etwas vom Vater höre, sagte er. Dass der Mann selbst NSDAP-Mitglied war und sich schon vor dem „Anschluss“ als „Illegaler“ betätigt hatte, wusste die Mutter.

Zwei Wochen später kam eine Postkarte aus Dachau. „Es geht mir gut“, schrieb der Vater, sonst nichts. Immerhin kannte man nun seinen Aufenthaltsort. Die Mutter wandte sich erneut an den Vorstand der Philharmoniker, einige quälende Wochen später kam der Vater frei. „Offenbar hat der Nazi seinem jüdischen Kol-

legen geholfen – eine seltsame Geschichte“, sagt Drukker.

An ihrem zwölften Geburtstag, im Jänner 1939, kam Lilly Drukker mit einem Kindertransport zu einer jüdischen Familie nach England. Später gelang auch den Eltern und den beiden älteren Brüdern die Ausreise, die Familie emigrierte nach New York. Dort lernte sie auch ihren Ehemann kennen, mit dem sie mittlerweile in Philadelphia lebt. „Ohne ihn wäre ich heute sicher nicht hier, er unterstützt mich sehr“, sagt sie und lächelt ihn liebevoll an.

„Ich habe erst spät realisiert, wie sehr mich die Erlebnisse in meiner Kindheit mitgenommen haben“, erzählt Lilly Drukker. Seit sie sich nach langem Zögern im März zu der Reise nach Wien entschloss, sind die Erinnerungen an damals wieder präsenter geworden, gute wie schlechte. „Und jetzt sitze ich im Wiener Rathaus. Ich kann es eigentlich gar nicht glauben.“

Davidstern im Tanzlokal

Die Donau Bar hinter dem Museumsquartier soll eine Synagoge gewesen sein, so will es eine urbane Legende. Doch was sagen die Archive? Eine Spurensuche in der Vergangenheit der Säulenhalle.

VON EVA KONZETT (TEXT) MARTIN GRUBER (FOTOS)

Das eiserne Prinzip „Keine Werbung, nirgendwo“ stellt die Besucherin untertags vor eine Herausforderung. Gerade ist sie von der Mariahilferstraße in die Karl Schweighofer Gasse eingebogen, doch nirgends ist die Donau Bar zu sehen. Auf ein Eingangsschild hat der Betreiber gemäß dem genannten Prinzip verzichtet. Da hilft es auch nicht, dass die Besucherin die Straße eigentlich kennt, und das Donau ebenso. Man hat Wien bei Nacht gesehen. Durchlebt. Nur dass jetzt die Menschentrauben vor der Eingangstür fehlen, die in der Dunkelheit das Ziel anzeigen. Und die vielleicht nettesten Türsteher der Stadt, die unablässig „bitte weitergehen“ murmeln: Es herrscht Anrainerschutz.

Bei Tageslicht muss der herkömmliche Weg gegangen werden: Adresse raussuchen, auf die rechte Seite wechseln und sich der Häuserzeile bis zur Adresse Karl Schweighofer Gasse 10 entlanghanteln. Eine graue Metalltür. Ein paar Edding-Tags an der Wand. Man ist angekommen. Das Donau drinnen empfängt den Besucher um zehn Uhr in der Früh mit den Resten der vergangenen Nacht. Die Luft ist stickig, der Putztrupp hat erst angefangen. Die Atmosphäre erschöpft, als müsste die Bar nach den Anstrengungen nun ruhen. Keine Musik. Peter Fehringer, der das Donau gegründet hat und seit Jahrzehnten betreibt, wartet schon. Ein Pago, eine Zigarette, und dieser unglaubliche Raum. Von

Säulen durchzogen. Mehrere Meter hoch. Die Wände nackt. Dort werden am Abend die Visuals tanzen.

Er habe, erzählt Fehringer, vor 30 Jahren eine Bar aufmachen wollen, um Geld nachhause bringen zu können. Das erste Kind war auf dem Weg. Für ihn der Zeitpunkt, „halt ein sogenanntes bürgerliches Leben zu starten“ – zumindest was ein regelmäßiges Einkommen betrifft. Zufällig wird er auf das Lager eines Elektrogeräteherstellers aufmerksam. Die Räume sind mit Regalen vollgestellt, Decke und Wände verbaut. „Es hat mir zugesagt“, meint Fehringer. Peter Fehringer ist ein Mann, der mit dem Bauch entscheidet. Er unterschreibt den Mietvertrag.

Heute ist das Donau, so unsichtbar es sich geben mag, in der Wiener Clubszene fest verankert. Am Samstagabend hat sich der Raum bereits um halb zehn gut gefüllt. An der Bar sitzen zwei Männer in ihren Dreißigern. Große Biere vor ihnen und Erzählungen über Nächte, als das Leben noch nicht in geregelten Bahnen verlief. Ein junges Mädchen fragt nach einer Zigarette, bevor es wieder im Gesicht ihres Freundes versinkt. Ununterbrochen kommen neue Gäste in die Bar. Ob sie die Legende kennen, die unter der Hand von Barhocker zu Barhocker geht? Die Geschichte, die dich ungläubig auf die Säulen mitten im Raum starren lässt? Die Geschichte, dass das Donau einst eine Synagoge war?



Im Rücken der Bar tastet ein Scheinwerfer die Säulen ab ...

Jüdisches Trauerlied

Peter Fehringer zündet sich eine weitere Zigarette an, verliert sich im Satz, atmet durch: Den Mietvertrag in der Tasche, habe er sich darangemacht, den Raum von allen Verbauungen zu entkleiden, auszuhöhlen, die Zwischendecke abzunehmen. Er selbst hat auf dem Gerüst stehend, den Gips von den Säulen geschlagen. Immer wieder fällt der Hammer auf den Baustoff, legt Stein frei. Monoton. Bis Fehringer im oberen Drittel der Kapitäle arbeitet. „Es war ein unglaublicher Moment, als ich beim Abklopfen bemerkt habe, dass das was zum Vorschein kam“, erinnert er sich. Unerwartet hinter dem Baumaterial.

Geld ist nicht viel da. Das wenige steckt Fehringer nun in die Freilegung der Säulen. Den Davidstern habe er noch für reine Ornamentik gehalten, sagt er. „Aber als ich die Weintrauben entdeckte, habe ich mir schon gedacht, dass das irgendetwas Jüdisches ist“, sagt er. Freunde bestätigen die These. Für Fehringer ist die Sache damit abgeschlossen. Glücklicherweise über seinen Fund, fragt er nicht bei Experten nach. Er sperrt seine Bar auf. Ohne Werbung. Ohne Marketing.

Die Kunde über die jüdischen Symbole dringt auch ohne großes Aufsehen nach draußen. In Wien wird sie unter den Clubgängern weitergegeben. Sie passt zum eigenwilligen Auftreten des Donaus. Sie passt zu gut zu dieser Bar, die werbetechnisch in Deckung geht. Auf sich selbst setzt. Im Dunkeln bleibt. Einmal, erzählt Fehringer, steht sogar eine Gruppe englischer Gäste Nächstens an der Theke. Sie stimmen inmitten der Techno-Klänge ein jüdisches Trauerlied an, um den sakralen Ort zu verabschieden. Fehringer lässt die Musik leise drehen. Das Donau hält inne. Dann geht der Abend seinen gewohnten Gang. Warum hat er selbst damals nicht angefangen, nach Hintergrün-



... für kurze Zeit sind die Weintrauben und der sechszackige Stern beleuchtet.

den zu suchen? „Das Judentum ist mehrmals in meinem Leben zu mir gekommen. Die Symbole haben mich da nicht überrascht.“

Juden, die noch vor dem Zweiten Weltkrieg in der nahen Neubaugasse gewohnt haben, wissen nichts von einer Synagoge oder einem Bethaus mit der Adresse Karl Schweighofer Gasse 10. Die einzige Synagoge im siebten Gemeindebezirk befand sich vor dem Zweiten Weltkrieg am anderen Ende der Mariahilferstraße, in der Schottenfeldgasse. Von einer jüdischen sakralen Stätte im Grätzl hinter dem heutigen Museumsquartier steht auch in den Archiven nirgendwo etwas geschrieben.

Was hat das Haus dann beherbergt? Die Gasse trägt den Namen des Klavierfabrikanten Carl Schweighofer. Stadtbekannt sind um die Jahrhundertwende die Produkte seiner Klavierwerkstätte „J.M. Schweighofers Söhne“, die er in dritter Generation führt. Eine kleine, erstklassige Klavierfabrik und die älteste in Wien überhaupt. In einer herausgeputzten Säulenhalle soll der Fabrikant in Nachbarschaft zur Mariahilferstraße seine Instrumente Privatkunden feilgeboten haben. Der Lehman, das historische Adressenverzeichnis Wiens, erhellt die Angelegenheit: Für das Jahr 1904 gibt Schweighofer einen „Claviersalon“ in der Breite Gasse 10 an. Breite Gasse, so hieß die Karl Schweighofer Gasse bis 1905. Es ist die Adresse der heutigen Donau Bar.

Nach dem Tode Carls verkauft des-

sen Neffe Johann 1911 die Klavierfabrik am Margaretensplatz im fünften Bezirk, nicht aber das Haus mit Klaviersalon in der Karl Schweighofer Gasse, an Friedrich Karbach aus der jüdischen Klavierhändlerfamilie Bernhard Kohn. Die Kohns betreiben in der Himmelfortgasse 20 in Wien einen namhaften Klavierhandel. Gustav Mahler bezieht seine Flügel von dort. Der Klavierhandel sowie die Schweighofer-Klavierfabrik werden 1938 arisiert. Karbach selbst stirbt 1942 in Theresienstadt. Es sind die Angehörigen, die nach dem Krieg versuchen, zumindest den Bestand des Klavierhandels zurückzubekommen. Vergebens. Mit einem Geldbetrag wird das Unrecht juristisch beglichen.

Und das Donau? Im einstigen Klavierzimmer wird heute Musik erst nach der Dämmerung gespielt. Kurz vor Mitternacht hat sich am Samstag vor der Tür eine ordentliche Schlange gebildet. Drinnen drängeln sich die Menschen zwischen Bar und Tanzfläche. Im Rücken der Bar tastet ein Scheinwerfer die Säulen ab. Für kurze Zeit sind die Weintrauben und der sechszackige Stern frontal beleuchtet. Reine Verzierung? Professoren der Fakultät für Judaistik in Wien haben beim Anblick der Symbole „einen jüdischen Hintergrund“ vermutet. Eine Expertin von der Universität Heidelberg sieht „den Davidstern in einer vergleichsweise modernen Form als Wanddekoration recht deutlich“.

Ihre letzten Geheimnisse hat die Donau Bar offenbar noch nicht preisgegeben.

Durch die Dunkelheit und zurück

Die Schülerinnen und Schüler des Erich Fried Realgymnasiums im 9. Bezirk zeigen die Wurzeln und Auswirkungen des Nationalsozialismus in einem kreativen Setting. Einer der Schüler und neuer NU-Kollege, der 16-jährige DAVID BOROCHOV, berichtet über das Projekt.

Wie schafft man es, jungen Menschen die Gefahren des Rassismus, des Faschismus und des Militarismus zu vermitteln? Ihnen zu zeigen, welche ungeheuerlichen Folgen es hat, wenn eine breite Masse Leute wie Hitler zulässt? „Indem Jugendliche in ihrer ‚eigenen Sprache‘ mithilfe von Bildern und mit Bezügen zur Gegenwart erfahren, wie sehr die Menschheit unter den Nazis gelitten hat. Es ist wie eine Impfung“, meint Dr. Willi Urbanek, Direktor des Bezirksmuseums Alsergrund und Lehrer am Erich Fried Realgymnasium. Nach acht Jahren und unzähligen Führungen ist es bewiesen: Sein Konzept funktioniert. So lange schon organisieren SchülerInnen des Erich Fried Realgymnasiums selbstständig die Dauerausstellung „Durch die Dunkelheit und zurück“ im Erinnerungsbunker. Primär im Vordergrund stehen das Gedenken und das Erinnern, an die Opfer, aber auch an die Alsergrunder Zivilbevölkerung, die vor allem unter dem Bombenkrieg großem Leid ausgesetzt war.

In einem Stationen-Betrieb gehen die Besucher durch die „dunklen Jahre“ in den Tiefbunker und erleben dabei den Zusammenbruch der Demokratie mit all seinen Folgen. Einen Höhepunkt stellt der Holocaust-Raum dar, dessen starke, mystische Aura allein durch unendlich widergespiegelte Kerzen zustande kommt und dessen Symbolik viel Interpretationsspielraum zulässt.



Im Luftschutzbunker

Um den Bunker sah es jedoch nicht immer so gut aus. Erstmals Schwierigkeiten gab es 2008, als er aus Sicherheitsgründen wegen der mangelhaften Belüftung nicht zugänglich war. Als ein Jahr später Stadtrat Michael Ludwig eine Petition überreicht wurde, schaltete sich die Stadt Wien ein und nach einem langen Jahr der Bauarbeiten konnten Führungen wieder stattfinden. Eine weitere Bürde stellten die Energiekosten dar. Als die Stadt Wien vor etwa einem Jahr nicht mehr dafür aufkommen wollte, lag die Zukunft des Erinnerungsbunkers einige Monate lang vollkommen im Ungewissen. Bis sich die deutsche F. C. Flick Stiftung (nicht zu verwechseln mit der österreichischen Flick-Stiftung) als neue Hoffnung herausstellte. Da sie genau solche Projekte wie das unsere unterstützt, gelang es uns mithilfe einer Menge Charme und Professionalität einige Vertreter

der Stiftung von der Sinnhaftigkeit unseres Projekts zu überzeugen und das Bestehen des Bunkers weiterhin zu sichern.

Wichtig sind solche Projekte vor allem in Zeiten wie diesen, in denen tatsächlich manche die Meinung vertreten, dass über das Thema Holocaust zu viel unterrichtet wird, dass sich SchülerInnen dabei langweilen und abstumpfen, ja sich sogar nicht mehr trauen, das Wort „Jude“ in den Mund zu nehmen. Ganz falsch liegen diese Menschen mit diesem Gedanken nicht. Durch klassischen Frontalunterricht, bei dem man ein paar fade Dokumentationen sieht und die Fakten heruntergebetet bekommt, ist eine solche Meinung schon verständlich. Aber trotzdem darf nie und nimmer damit aufgehört werden, darüber zu reden, was damals passiert ist, wieso es passiert ist und wie man das verhindern kann.

Auch Nationalratspräsidentin Barbara Prammer schrieb uns einmal in einem Brief: „Gerade das Engagement von Schülerinnen und Schülern ist wichtig für eine kritische, starke Zivilgesellschaft für die Zukunft. Schließlich kann nicht einmal das stärkste Parlament die Demokratie auf Dauer vor jenen verteidigen, die sich ihrer entledigen wollen und sie missbrauchen für Ausgrenzung, Rassismus und Hetze.“



Theodor Herzls Fahrrad schwebt im Palais Eskeles.

FOTO ©: JMW/KLAUS PICHLER

Ein Rufzeichen, das Fragen stellt

Die Geschichte der Stadt Wien aus der lange ausgeblendeten jüdischen Perspektive erzählen: Das ist das Leitmotiv der neuen permanenten Ausstellung des Jüdischen Museums Wien. Der Titel ist eine starke Ansage: „Unsere Stadt!“ Ein Rufzeichen, das Fragen stellt. Ein Lokalausgensein von PETER MENASSE.

Frau Jacobowitz' Koffer und Harry Webers Enfield-Karabiner stehen am Anfang der neuen permanenten Ausstellung des Jüdischen Museums Wien. Zwei berührende Objekte, die ganz unterschiedliche Schicksale von Wiener Juden erzählen, die nach der Schoah nach Wien zurückkehrten. Harry Weber mit der Jewish Brigade aus Palästina und Josef Stöhr als Überlebender aus Theresienstadt. Er kam mit dem Koffer von Frida Jacobowitz, die aus Berlin zunächst nach The-

resienstadt deportiert worden war und später in Auschwitz ermordet wurde.

Zitate von österreichischen Nachkriegspolitikern, die belegen, dass die Wiener Jüdinnen und Juden keineswegs auf die Unterstützung der Regierung zählen haben können, runden den Einstieg in die Ausstellung ab.

„Sicherlich würden wir es nicht zulassen, dass eine neue jüdische Gemeinde

aus Osteuropa hierher käme und sich hier etabliert, während unsere eigenen Leute Arbeit brauchen.“ Karl Renner, Präsident der Republik Österreich (1945–50) im Februar 1946

Zitate, die keinen Zweifel mehr offen lassen: Die Juden waren nach der Schoah und dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Wien nicht erwünscht. Wenn Anny Farkas am 31. Oktober 1945 an ihren Mann Karl folgende Zeilen schreibt, dann lässt das auf die Stimmung in Ös-

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 53 Brüssel
 NU 52 Satu Mare
 NU 51 New York
 NU 50 Venedig
 NU 49 Amsterdam
 NU 48 Istanbul
 NU 47 Casablanca

NU 46 Wien
 NU 45 Melbourne
 NU 44 Eisenstadt
 NU 43 Philadelphia
 NU 42 Frankfurt
 NU 41 Bratislava
 NU 40 Rom

NU 39 Südafrika
 NU 38 Oslo
 NU 37 Sarajevo
 NU 36 Barcelona
 NU 35 Kopenhagen
 NU 34 London
 NU 33 Hohenems

NU 32 Buenos Aires
 NU 31 Wien
 NU 30 Basel
 NU 29 Sydney
 NU 28 München
 NU 27 Berlin

terreich schließen: „Du fragst mich, ob du in Wien noch Publikum hättest. Ich glaube, dass sich alles sehr verändert hat. Die Denker wurden getötet oder vertrieben und die anderen – ich habe kein Vertrauen in das goldene Wiener Herz. Sie waren so böse und ich habe Angst, dass sich ihre Meinung nicht geändert hat. Ich bin aber sicher, dass du dein Publikum, deine Bewunderer hättest.“

„Ich vermisse in Wien ein Haus der Geschichte. Wir brechen dieses Vakuum auf und beenden den Erzählstrang ganz bewusst nicht mit 1938 oder 1945, sondern führen bis ins jüdische Wien heute“, so die Direktorin des Jüdischen Museums Wien, Danielle Spera.

Die Ausstellung gliedert sich in zwei Teile. Der Anfang befindet sich im Erdgeschoß, wo die Jahre von 1945 bis zur Gegenwart gezeigt werden. Rund 200.000 Juden lebten vor der Schoah in Wien und bildeten eine der größten jüdischen Gemeinden Europas. Mehr Juden lebten nur in Warschau und Budapest. In diesem Teil der Ausstellung lässt sich ermes- sen, wie schwierig und frustrierend es für die Überlebenden der nahezu

ausgelöschten Gemeinde war, ihre Existenz in Wien wieder aufzunehmen und zur heutigen, wenn auch kleinen Gemeinde zu werden.

Man wollte sie nicht zurück

„Wiener in arisierten Wohnungen waren über die Rückkehr der Vorbesitzer nicht erfreut, genauso wenig wie die Politik. Das soll gezeigt werden“, erklärt Chefkurator Werner Hanak-Lettner, der im Dialog mit Direktorin Spera das Konzept zur permanenten Ausstellung entwickelte. Die meisten Wiener Emigranten wollten nicht mehr in ihre ehemalige Heimatstadt zurückkehren und für die mehr als 250.000 sogenannten Displaced Persons (Juden aus Polen, Tschechien, Ungarn oder Rumänien, meist KZ-Überlebende) wurde Wien nur zur Zwischenstation. Ihre Ziele waren das damalige Palästina oder die Vereinigten Staaten. Jene, die in Wien hängen blieben, waren am Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde in Wien maßgeblich beteiligt.

Max Berger und Margit Dobronyi

Für die Immigration aus dem Osten stehen stellvertretend der Judaika-Sammler Max Berger und die

Fotografin Margit Dobronyi. Max Berger, der einzige Überlebende seiner Familie, kam nach 1945 aus Galizien nach Wien, Margit Dobronyi nach dem Ungarnaufstand 1956. Berger begründete in Andenken an seine ermordete Familie seine Judaika-Sammlung, Dobronyi musste ihren Lebensunterhalt verdienen und wurde als Fotografin zur Chronistin der jeweiligen Gegenwart der jüdischen Nachkriegsgemeinde, die immer mehr von Zuwanderern belebt wurde. Berger und Dobronyi verbanden die Schoah nicht mit Wien, weshalb es ihnen leichter gelang, die Gemeinde neu zu beleben. Die Fotos von Frau Dobronyi vermitteln das Bild einer lebensfrohen Gemeinde, einige hundert davon laufen jetzt im Jüdischen Museum auf großen Screens.

Demgegenüber steht die Politik und Kultur der Jahre ab 1960 mit all ihren Klüften, von der Affäre Kreisky-Peter-Wiesenthal bis hin zu Waldheim und der legendären Rede von Franz Vranitzky über die Mitverantwortung Österreichs an den Verbrechen während der Zeit des Nationalsozialismus, dafür ste-

Nur der Koffer kam aus Theresienstadt zurück.

Objekte, die Geschichten und Geschichte erzählen.



FOTO ©: JMW/WWW.WULZ.CC

FOTO ©: JMW/KLAUS PICHLER

Die Ausstellung skizziert den schwierigen Weg der 1945 fast zur Gänze vernichteten Gemeinde bis zu ihrer heutigen überschaubaren, aber sehr lebendigen Präsenz.



FOTO ©: MAYA ZACK

Die „Gute Stube“ als Symbol für eine heutige Gemeinde.



FOTO ©: IMW/SONJA BACHMAYER

Margit Dobronyi hat sie alle abgelichtet.

hen Objekte, wie die Schreibtischlampe von Simon Wiesenthal oder ein Modell des legendären Waldheim-Holzpferds. Über all dem schwebt das Fahrrad von Theodor Herzl, das von beiden Teilen der Ausstellung zu sehen ist.

Vom Mittelalter zur Schoah

Ihre Fortsetzung findet die Ausstellung im zweiten Stock. Hier wird die Geschichte der Wiener Juden vom Mittelalter bis zu den Jahren 1938 und 1945 gezeigt. Den Anfang machen die Bodenfliesen aus der zerstörten mittelalterlichen Synagoge auf dem Judenplatz und der Grenzstein des Ghettos im Unteren Werd (heutige Leopoldstadt) aus dem Jahr 1656. Verschiedene Stationen führen durch die Geschichte. Spera fasst den Rundgang so zusammen: „Wir zeigen die Wiener jüdische Geschichte vom Toleranzpatent, den Hofjuden, zur offiziellen Gründung der Gemeinde mit dem Stadttempel, zur Rolle der Juden bei der Revolution 1848, Wien als Stadt der Migranten, bis hin zur Gründerzeit, über den Aufbruch um 1900, dem aufkeimenden Antisemitismus, den Beginn des Zionismus, die Zwischenkriegszeit, wo das Rote Wien besonders von jüdischen Politikern geprägt wurde, bis hin zur

Schoah. Das alles auf unserem begrenzten Raum im Palais Eskeles.“

Die „Gute Stube“

Trotz engem Raum ist es gelungen, eine Installation der zeitgenössischen Künstlerin Maya Zack unterzubringen. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Maler Isidor Kaufmann für das damalige Jüdische Museum einen Raum gestaltet, der vermittelte, wie Juden ihren Schabbat feiern. Dieser Raum sollte die damals bereits in hohem Maße assimilierten Wiener Juden daran erinnern, wie das Leben ihrer Vorfahren noch wenige Jahrzehnte zuvor im Shtetl abgelaufen war. Die sogenannte „Gute Stube“ wurde 1938 bei der Zerstörung des ersten Jüdischen Museums durch die Nationalsozialisten vernichtet. Maya Zack hat nun auf Einladung von Danielle Spera die „Gute Stube“ neu entstehen lassen und auf heutige Weise interpretiert. Das zeitgenössische Kunstwerk verbindet auf eindruckliche Weise die Geschichte des alten Jüdischen Museums mit der Gegenwart und steht damit für den Anspruch der gesamten Ausstellung.

Schon vor dem Engagement von Maya Zack haben die zeitgenös-

sischen Künstlerinnen Brigitte Kowanz und die vor wenigen Jahren verstorbene Amerikanerin Nancy Spero mit ihren Werken das Palais Eskeles bereichert.

Last but not least werden mit der neuen Dauerausstellung auch die beiden Standorte des Jüdischen Museums Wien näher zusammengeführt. Eine App bietet einen „jüdischen Pfad“ an, der zu einer spannenden Reise durch die heute meist nicht mehr sichtbaren Spuren jüdischer Geschichte einlädt.

Jüdisches Museum Wien

Dorotheergasse 11, 1010 Wien
Sonntag bis Freitag, 10 bis 18 Uhr
Samstags geschlossen

Jüdisches Museum am Judenplatz

Judenplatz 8, 1010 Wien
Sonntag bis Donnerstag, 10 bis 18 Uhr
Freitag, 10 bis 14 Uhr
Samstags geschlossen

Eintrittspreise:
Normalpreis EUR 10,-
Ermäßigter Eintritt EUR 8,-
Jugendticket EUR 5,-

www.jmw.at

„Schach ist Kunst“ oder: Der Hexenmeister aus Riga

Michail Tal war einst jüngster Weltmeister der Schachgeschichte. Sein Schachstil war spektakulär und mutig und er galt als hervorragender Schachkommentator.

VON ANATOL VITOUCH

Michail Tal war kein „Sowjetmensch“. Diese Feststellung ist insofern von Relevanz, als sich die Sowjetunion nach 1945 intensiv bemühte, das Weltschach für Jahrzehnte zu dominieren – und zwar mit Erfolg: Zwischen 1948 (dem Jahr der ersten Nachkriegs-WM) und 2007 (sic!) war der Weltmeistertitel fast durchgehend in russischer Hand; unterbrochen nur von einem dreijährigen Intermezzo 1972–75, für das ein gewisser Mr. Bobby Fischer verantwortlich zeichnete.

Allerdings konnte sich die politische Führung, die ihre Geistesheroen als leuchtende Vorbilder präsentieren wollte, nicht immer aussuchen, wer das Zepter für Mütterchen Russland gerade in Händen hielt. Hätte sie es gekonnt, dann wäre Michail Nechemjewitsch Tal kaum in die engere Auswahl gekommen. Dabei war der 1936 im lettischen Riga in eine jüdische Familie geborene Tal kein politischer Dissident. Er soff nur zeit lebens wie ein Loch, rauchte – auch am Brett – Kette und war lange Jahre morphiumabhängig. Er wurde mit nur drei Fingern an seiner rechten Hand geboren, war schon in seinen frühen Zwanzigern chronisch krank und musste sich mit Anfang Dreißig eine Niere entfernen lassen.

Auch Tals Schachstil war aus Sicht eines totalitären Systems alles andere als vorbildhaft. Gerade hatte der „Patriarch“ der russischen Schachschule, Michail Botwinnik, das Zeitalter des wissenschaftlichen Schachs ausgerufen – und trat dabei nicht zufällig mit ähnlich doktrinärem Anspruch auf wie die Proponenten des „wissenschaftlichen“ Marxismus-Leninismus.

Da erschien plötzlich ein blutjunger Literaturstudent in den Turniersälen



Michail Tal im Jahr 1962 ...

Moskaus, der selbst stärkste Gegner reihenweise mit irrationalen Opfern niederstreckte. Wenn Michail Tal am Brett saß, schien die positionelle Schwerkraft des Spiels aufgehoben. Figuren taumelten auf unwahrscheinlichen Routen über das Brett und in jeder noch so harmlos wirkenden Stellung gelang es „Mischa“, eine Bresche zum gegnerischen König zu schlagen.

Ein verspäteter Surrealist des Spiels

Bald nannte man Tal ehrfürchtig den „Hexenmeister“ und verdächtigte ihn hypnotischer Fähigkeiten. Nur so schien manchen erklärbar, dass seine Kombinationen sich in der nachträglichen Analyse oft als fehlerhaft erwiesen, am Brett jedoch fast immer tödliche Wirkung entfalteten. Der US-amerikanische Großmeister Pál Benkő trat gegen Tal einmal ernsthaft mit Spezialbrille an, um sich vor dessen hypnotischem Blick zu schützen – und verlor natürlich trotzdem.

Nein, ein solcher Bohemien, ein verspäteter Surrealist des Spiels, der Schach als Kunst betrachtete und Partien gerne mit Gedichten verglich, taugte absolut nicht als Prototyp des neuen Menschen, wie man ihn sich im Kreml vorstellte.

FOTO ©: POT, HARRY/ANFO/CC BY-SA 3.0 NL

Der US-amerikanische Großmeister Pál Benkő trat gegen Tal einmal ernsthaft mit Spezialbrille an, um sich vor dessen hypnotischem Blick zu schützen – und verlor natürlich trotzdem.

Schon 1960 aber war es so weit: Der erst 23-jährige Tal besiegte Weltmeister Botwinnik in Moskau mit sechs zu zwei Gewinnpartien bei dreizehn Remisen und krönte sich damit zum damals jüngsten Weltmeister der Schachgeschichte.

Allerdings hatte der Ex-Weltmeister laut Reglement des Weltschachbundes das Recht auf Revanche im Folgejahr. Botwinnik brütete ein Jahr lang über Tals Partien und legte sich eine Matchstrategie für den Rückkampf zurecht.

Und was tat Tal? Er schrieb ein Buch über den vergangenen Wettkampf, in dem er sein Spiel verständlich zu machen versuchte und seinem Gegner damit unbezahlbares Material für dessen Vorbereitung lieferte. Tals Buch gilt vielen bis heute als beste Schachpublikation aller Zeiten. Das WM-Match 1961 allerdings verlor er mit fünf zu zehn Gewinnpartien bei nur sechs Remisen. An seiner Niederlage war neben gesundheitlichen Problemen auch schuld, dass der „Luftmensch“ Tal nach dem Gewinnen des Titels kaum noch zum Trainieren zu bringen war, wie sein Trainer Alexander Koblenz später berichtete.

Botwinnik war also wieder Weltmeister und die Gesetze der Physik schienen auch auf dem Schachbrett wieder intakt. Tal jedoch gab keine Ruhe. Noch drei Mal stieß er bis ins Kandidatenturnier vor, in dem der WM-Herausforderer ermittelt wird, und scheiterte dort jeweils nur knapp. Von Oktober 1973 bis Oktober 1974 blieb er für 95 Turnierpartien in Folge ungeschlagen – bis heute einsamer Rekord auf Weltklasseniveau.

1988 zeigte Tal dann, dass es vielleicht nur eine Sache gab, die er noch besser beherrschte als Schach: Blitzschach. Bei der WM im Spiel

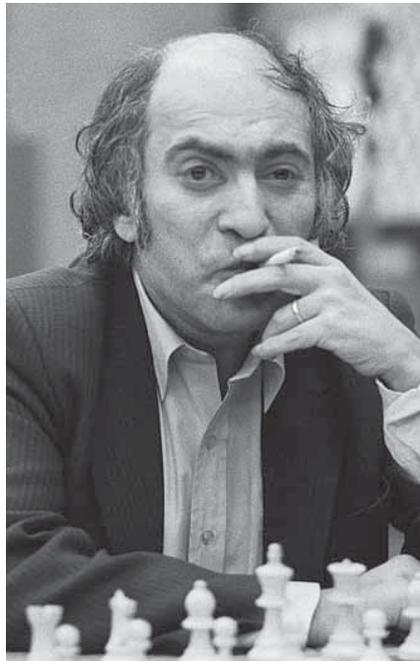


FOTO ©: CROES, ROB C./ANEFO/CC BY-SA 3.0 NL

... und im Jahr 1982.

Botwinnik–Tal, Moskau 1960:

Mit welchem Zug leitete Tal einen wüsten taktischen Schlagabtausch ein, aus dem er nach Verwicklungen siegreich hervorging?

Auflösung in der nächsten Ausgabe von NU.



Auflösung aus NU Nr. 53:

Nach 17.e6 fxe6 18.fxe6 Sxe6 19.Dxe6+ gab Kolischs Gegner auf. Er würde nach 19...De7 20.Dxe7# mattgesetzt.

mit nur fünf Minuten Bedenkzeit pro Partie deklassierte der 51-jährige, schwerkranke Ex-Weltmeister die gesamte Weltelite.

Neben seinen Erfolgen am Brett pflegte Michail Tal auch weiterhin kontinuierlich seine Fähigkeiten als Schachschriftsteller. In seiner Autobiographie erzählt er eine berühmt gewordene Anekdote: Während einer komplizierten Partie gegen Großmeister Wasjukow bei der UdSSR-Meisterschaft denkt Tal über die Möglichkeit nach, eine Figur zu opfern. Die Varianten, die er zu berechnen sucht, scheinen ihm allzu komplex; er hat das Gefühl, den Überblick zu verlieren. Plötzlich fällt ihm aus dem Nichts ein russischer Kindervers ein: „Oh, wie schwierig es war, das Nilpferd aus dem Sumpf zu ziehen“.

Plötzlich erliegt Tal einer heftigen Zwangsvorstellung. Er kann nicht mehr über die Partie, sondern nur noch darüber nachdenken, mit welchen technischen Mitteln man ein Nilpferd tatsächlich aus einem Sumpf ziehen könnte! Als er sich nach geraumer Zeit wieder fasst, erscheint ihm die Position am Brett plötzlich gar nicht mehr so schwierig. Ohne weitere Berechnung opfert er, seiner Intuition folgend, die Figur – und gewinnt schließlich. Tal: „Am nächsten Tag genoss ich es, in der Zeitung zu lesen, wie Michail Tal nach vierzigminütigem, gründlichem Nachdenken ein akkurat berechnetes Figuren-opfer gebracht hatte.“

Gestorben ist Michail Tal 1992. Einen Monat vor seinem Tod verließ er das Spital, um an der Moskauer Blitzmeisterschaft teilzunehmen, bei der er den damals regierenden Weltmeister Gary Kasparow besiegte. Seit 2006 findet in Moskau jährlich das Tal-Memorial, ein Weltklasseschachturnier im Gedenken an den 8. Weltmeister der Schachgeschichte statt.

„Ich versuche, jedem Tag seine Krone aufzusetzen“

Der weltweit bekannte Filmproduzent und sechsfache Oscarpreisträger Arthur Cohn hat Religion, Familie und Beruf in seinem dynamischen und facettenreichen Leben vereinbart. Im exklusiven NU-Interview spricht er über seine jüdischen Wurzeln, Werte, die ihn geprägt haben, seine Freundschaft mit Simon Wiesenthal, Israel und die neusten Filmprojekte.

VON IDA LABUDOVIĆ

Es gibt Filme, deren Szenen einem für immer in Erinnerung bleiben. Einige, die berühren, Denkwürdiges hinterlassen oder Freude in unser Leben bringen. Arthur Cohn ist ein Mann, der viele solche eindrucksvollen Filme geschaffen hat. Wegen seiner anziehenden Persönlichkeit und seinem Charme ist er Gast bei wichtigen Events in Europa und Amerika. Sein tiefes Verständnis für Menschen hat ihm viele Ehrungen gebracht. Für NU enthüllt er, was ihn durch das Leben geführt hat und wie er seine Träume verwirklicht hat.

NU: Was bedeutet Ihnen die Religion? Wie sind Sie aufgewachsen?

Cohn: Ich bin traditionell jüdisch aufgewachsen. Mein Großvater, nach dem ich benannt bin, Dr. Arthur Cohn, war der erste Rabbiner in Basel. Er war auch einer der wenigen orthodoxen Rabbiner, die den Zionismus unterstützten, weshalb Theodor Herzl den ersten Zionistenkongress 1897 ausgerechnet in Basel veranstaltet hat. Religion bedeutet für mich Tradition sowie geistige und moralische Werte. Ich war und bin stets versucht, meinen Kindern das Prinzip mitzugeben, dass Religion nie auf Kosten der Menschlichkeit kommen darf.

Sie haben einmal gesagt: „Jeder von uns bekommt von den Eltern Wurzeln und Flügel“. Wie haben Sie diese Geschenke Ihrer Eltern genutzt?

Meine Eltern haben mir Wurzeln und Flügel gegeben: Wurzeln sind meine Erziehung, die Respektierung der Tradition und das Pflegen moralischer Werte. Flügel sind meine Karriere, meine Visionen. Viele Menschen bleiben auf ihren Wurzeln sitzen und benutzen ihre Flügel nie. Dann gibt es andere Menschen, die ausfliegen, dabei aber ihre Wurzeln vergessen. Ich war in meinem Leben stets bemüht, meine Wurzeln und meine Flügel zu kombinieren, und niemals eines für das andere zu opfern.

Und einmal haben Sie eine Geschichte über Ihren Vater, der ein bekannter Rechtsanwalt war, und die Integrität erzählt. Würden Sie diese für uns wiederholen?

Sehr gerne. Mein Vater, Dr. Marcus Cohn, war ein angesehener und vorbildlich integrierender Anwalt. Eines Tages kam ein Klient zu ihm, ein reicher Bankier aus Berlin, und erzählte ihm seinen Fall. Mein Vater hörte zu und sagte schließlich, er sei keinesfalls bereit, den Mann zu verteidigen, da seiner Ansicht nach die andere Partei Recht habe. Daraufhin sprang

der Herr auf, umarmte meinen Vater und schrie: „Sie sind mein Mann!“ Er hatte den Fall verkehrt erzählt, um meines Vaters ehrliche Meinung zu hören ... Ich frage mich manchmal, wie viele Anwälte heute den moralischen Standard meines Vaters hätten?

Was hat Sie im Leben am meisten geprägt?

Mein Vater hat mich den Grundsatz gelehrt: „Eine Enttäuschung genügt.“ Dies hört sich zwar ein bisschen erbarmungslos an, hat sich für mich jedoch im Filmgeschäft mehr als bewährt. Wenn ich von einer Person auf der professionellen – und erst recht auf der persönlichen – Ebene einmal enttäuscht werde, so besteht kein Grund, dieser Person noch einmal mein Vertrauen zu schenken, um dann erneut enttäuscht zu werden. Meine Mutter Rose Galewski, die in Berlin aufgewachsen war, schrieb Gedichte, darunter für das legendäre Schweizer Cabaret Cornichon, welches durch seine mutigen Anti-Nazi-Stücke Berühmtheit erlangte. In ihrem wunderbaren Gedicht „Licht und Schatten“ schreibt sie: „Nur wer zutiefst im Schatten gleitet, findet zutiefst ins Licht zurück.“ Wenn ich einmal unproduktive, schwierige



*The Yellow Handkerchief,
Am Set im Jahr 2008*

FOTO ©: SAMUEL GOLDWYN FILMS/EVERETT COLLECTION/PICTUREDESK.COM

Phasen zu überstehen habe, muss ich immer an dieses Gedicht denken. Und tatsächlich – das Licht am Ende des dunklen Tunnels lässt meistens nicht lange auf sich warten.

Wie beurteilen Sie im Vergleich das Leben in der Schweiz, wo Sie aufgewachsen sind, mit dem Leben in Israel, wo Ihr Herz ist, und in Amerika, wo Sie Ihre meisten Werke geschaffen haben?

In Basel fühle ich mich daheim. Hier bin ich geboren und aufgewachsen, hier habe ich mein Büro, hier konzipiere und entwickle ich meine Projekte. In Basel habe ich auch meine nötige Ruhe, das stille Leben hier ist ein angenehmer Gegenpol zur Hektik von Hollywood. Auf der anderen Seite ist Los Angeles auf der beruflichen Ebene für mich ein Muss. Hier wohnen und arbeiten die besten und professionellsten Köpfe im Filmbusiness. Ich glaube nicht, dass eine seriöse internationale Filmkarriere Los Angeles bzw. Hollywood ignorieren kann. Was die Menschen betrifft: Allgemein betrachtet fehlt den Amerikanern wahrscheinlich die Komplexität und die Diskretion der Schweizer, andererseits ist ihre Kommunikation viel direkter und unkomplizierter. Auch werden in Kalifornien Menschen, die

Arthur Cohn ist in Basel geboren und aufgewachsen. Sein Vater, Dr. Marcus Cohn, war Anwalt und Experte für jüdisches Recht und fungierte nach der Staatsgründung Israels 1948 als Rechtsberater im Justizministerium. Seine Mutter, Rose Cohn-Galewski, schrieb Gedichte und war u. a. Autorin für das legendäre Cabaret Cornichon, welches sich durch seine mutigen Proteste gegen den Nationalsozialismus einen Namen machte. Arthur Cohn verbrachte seine Jugend- und Studienjahre in Basel, danach war er als Journalist und Radioreporter aktiv. Über den Journalismus ist er zum Drehbuchschreiben, von diesem zum Drehbuchentwickeln und dann schließlich zur Filmproduktion gekommen. Im Laufe seiner illustren Filmkarriere, in welcher er Klassiker wie *Die Gärten der Finzi-Contini* und *Central Station* schuf, durfte der dreifache Ehrendoktor sechs Oscars entgegennehmen. Das französische Kulturministerium ehrte ihn mit dem höchsten Orden, den ein nicht-französischer Bürger erhalten kann. Cohn ist auch der erste nichtamerikanische Produzent, dessen Name einen Stern auf dem legendären Hollywood *Walk of Fame* ziert. Zudem wurde er mit dem „Guardian of Zion“- sowie dem jährlichen UNESCO-Preis ausgezeichnet. Cohn lebt in Basel, Los Angeles und Jerusalem.

überdurchschnittliche Leistungen vollbringen, nicht skeptisch betrachtet, sondern für ihre künstlerischen Errungenschaften neidlos gewürdigt. Dieses Gefühl habe ich in der Schweiz nicht immer gehabt, Basel ausgenommen.

Was Israel betrifft: Mit Israel fühle ich mich emotional verbunden. Meine drei Kinder leben in Israel. Ich mag die Offenheit und die Intelligenz der Israelis. Außerdem gibt es keine Stadt der Welt wie Jerusalem mit seiner verzaubernden Mystik.

Bei der Verleihung des „Guardians of Zion“-Preises haben Sie gesagt: „We all are Guardians of Zion“. Was haben Sie damit gemeint?

Ich war schon immer am Staat Israel interessiert und über seine Existenz besorgt. Ich habe drei Bücher geschrieben, die sich allesamt mit Israel befassen, zwei auf politischer, eines auf gesellschaftlicher Ebene. Ich glaube, jeder jüdische Mensch sowie jeder Freiheit liebende und demokratisches Gedankengut fördernde Mensch in der Welt hat die Pflicht, für den Staat Israel einzustehen, und dies besonders in einer Zeit, in welcher totalitäre, antizionistische Regimes der einzigen Demokratie im Nahen Osten ihr Existenzrecht absprechen.

„Wenn ich von einer Person auf der professionellen – und erst recht auf der persönlichen – Ebene einmal enttäuscht werde, so besteht kein Grund, dieser Person noch einmal mein Vertrauen zu schenken, um dann erneut enttäuscht zu werden.“

Was war Ihr erstes Erlebnis im Zusammenhang mit Film, an welches Sie sich erinnern können?

Ich kann mich sehr gut an meinen ersten Film erinnern, den ich im Kino gesehen habe. Es war der Film *Goodbye, Mr. Chips*, den ich als kleiner Junge mit meinem Vater im legendären Basler Kino Alhambra sehen durfte. Damit ich etwas älter aussehe, borgte ich mir eine Hose von meinem älteren Bruder Dodi ... Dieses Filmerlebnis hat mich übrigens viele Jahre später wesentlich dazu motiviert, am Projekt *Les Choristes (Die Kinder des Monsieur Mathieu)* mitzumachen, handelt es sich doch bei beiden Filmen um Lehrerfiguren, die eine besondere Beziehung mit ihren Schülern aufbauen.

Mit welchen Personen in all Ihren Filmen war die Zusammenarbeit für Sie am bedeutendsten?

Vittorio de Sica. Von ihm habe ich gelernt, Filme um jeden Preis an ihrem natürlichen Drehort und nicht im Studio zu drehen sowie bei der Besetzung der Schauspieler deren Glaubwürdigkeit für die Rolle mehr Gewicht einzuräumen als ihrem Be-

kanntheitsgrad. De Sicas Forderung nach kompromissloser Authentizität und ungeschminkter Wirklichkeit begleitet mich bis heute bei jedem Filmprojekt.

Sie gelten als jemand, der zu Perfektionismus neigt. Wie schaffen Sie Perfektion oder einen Zustand, indem Sie mit dem Schaffen zufrieden sind?

Zuerst einmal nehme ich mir überdurchschnittlich viel Zeit bei der Entwicklung eines Drehbuchs. Ich bin zum Schluss gekommen, dass ein herausragender Regisseur ein schlechtes Drehbuch nicht retten und ein mittelmäßiger Regisseur ein gutes Drehbuch nicht kaputt machen kann. Dann geht es darum, das beste und passendste Team vor und hinter der Kamera zusammenzustellen. Und nach dem Dreh verbringe ich viel Zeit mit dem Schnitt, um den richtigen Rhythmus für den Film zu finden. Perfektion gibt es nicht. Viel wichtiger scheint mir die Gewissheit, bei allen Projekten, die ich auf mich genommen habe, alles gegeben zu haben, was ich konnte. So kommen in mir selten wirkliche Reuegefühle auf.

Was bedeuten Ihnen die Oscars, die Sie bekommen haben, und dass Sie als erster nichtamerikanischer Produzent den Stern auf der „Walk of Fame“ bekommen haben?

Mir geht es nicht um Titel oder Rekordebrechen. Jeder Preis, jede Ehrung sind für mich eine Bestätigung, dass ich mit meinen Filmen gewisse Menschen zu bewegen vermochte. Dieses Gefühl tut mir sehr gut, weil es mir zeigt, dass ich den richtigen Beruf gewählt habe. Gleichzeitig erweckt das in mir den Ansporn und den Wunsch, weitere Filme zu verwirklichen, die das Menschliche in den Vordergrund stellen und die Zuschauer zu bewegen vermögen.

In einigen Ihrer Filme wird jüdisches Schicksal – ob individuell oder kollektiv politisch – thematisiert. Was ist für Sie eine bewusste, gleichsam politische Entscheidung, Filme zu produzieren, in denen die Geschichten von Juden thematisiert werden?

Es ist zwar nichts als natürlich, dass mich Projekte, die sich mit Juden oder Israel befassen, interessieren. Aber ich suche nicht von vornherein nach solchen Projekten. Ich muss das Gefühl haben, dass mich der vorliegende Stoff fesselt und dass ich aus ihm einen guten Film machen kann. Besonders stolz bin ich auf die Tatsache, dass mein Film *Die Gärten der Finzi-Contini* zur Erinnerung an die Shoah beigetragen hat. Und dank meinem Dokumentarfilm *Ein Tag im September* über das Attentat palästinensischer Terroristen auf das israelische Team bei den Olympischen Spielen in München 1972 wurden die Hinterbliebenen der Opfer dreißig Jahre danach von offizieller deutscher Seite endlich finanziell unterstützt. Dies erfüllt mich mit großer Genugtuung.

Was macht einen Produzenten erfolgreich, wie entscheiden Sie, was Sie produzieren werden?



Arthur Cohn mit Anne, Kirk und Michael Douglas, Premiere *One Day in September* (2000)

„Mir geht es nicht um Titel oder Rekordebrechen. Jeder Preis, jede Ehrung sind für mich eine Bestätigung, dass ich mit meinen Filmen gewisse Menschen zu bewegen vermochte. Dieses Gefühl tut mir sehr gut.“

Erfolg kann man nicht bestellen. Man kann nur sein Bestes geben und auf eine positive Aufnahme aufseiten des Publikums und der Kritiker hoffen. Meine Entschiede zu Filmproduktionen fallen mit überwältigender Mehrheit aus dem Bauch. Ich verlasse mich auf meine Intuition, die mich nur selten irreführt hat.

Ist es im Laufe Ihres Lebens leichter oder schwerer geworden, interessante Projekte produzieren zu können, und wie hat sich der Film an sich verändert?

Ich denke, es ist schwieriger geworden. Auf der Ebene der Filmproduktion kenne ich immer weniger unabhängige Produzenten wie mich selbst, die Filme eigenhändig „auf die Welt bringen“. Heute sind die Filmproduktionen entweder größer, d. h. von Filmstudios, oder verzettelter, d. h., sie basieren auf komplizierten Co-Produktionen. Außerdem sind heute populäre und billige TV-Serien, geschweige denn entsetzliche Reality-Shows, daran, das Kunstwerk „Film“ zu verdrängen, was die Arbeit für unabhängige Filmproduzenten leider nicht einfacher macht. Auf der Ebene der Filme selber erkenne ich im Allgemeinen, dass das Tempo rasant zugenommen hat. Der Schnitt ist deutlich schneller als früher. Dies spiegelt natürlich auch unsere schnellelebige Generation wider. Manchmal scheint es mir aber, dass diese Schnelligkeit auf Kosten der Vertiefung in einen Filmcharakter kommt. Bei „alten“ Filmen hatte der Zuschauer mehr Zeit, sich von einem Filmcharakter aufsaugen zu lassen.

Welchen Film hätten Sie gerne produziert oder würden Sie gerne noch produzieren, an welchen Projekten arbeiten Sie derzeit?

Ich hätte gerne den Film *Casablanca* produziert, ein absolutes Meisterwerk. Was meine nächsten Projekte betrifft – ich arbeite gerade an zwei

besonderen Büchern, die ich in naher Zukunft verfilmen möchte: *Das etruskische Lächeln* von José Luis Sampedro und *Der wiedergefundene Freund* von Fred Uhlman.

Warum haben Sie eine gelbe Krawatte als Ihr Markenzeichen ausgewählt?

Das habe nicht ich ausgewählt, sondern die Presse. Dieser ist nämlich aufgefallen, dass ich immer gelbe Krawatten trage. Das habe ich selbst gar nicht bewusst getan, das hat sich irgendwie ergeben. Und dann ist dieser Brauch geblieben. Aber Sie dürfen ihm gerne eine tiefere Bedeutung geben ...

Was verbindet Sie mit Österreich?

Ich war viele Jahre mit Simon Wiesenthal befreundet, ein einmaliger und mutiger Mensch. Ich habe bei Besuchen in Wien oft meinen jüngsten Sohn mitgenommen. Der ist dann mit „Wiesi“, wie wir ihn nannten, in den Prater gegangen. Mein Sohn hat dann den armen Simon, der auch schon nicht mehr der Jüngste war, auf alle schnellen Bahnen gezerrt. Simon wollte dann immer aufs Riesenrad flüchten, um sich vom abenteuerlichen Drang seines jungen Begleiters auszuruhen ...

Viele Ihrer Filme beschäftigen sich mit sozialen Fragen. Wie sehen Sie unsere zeitgenössische Gesellschaft?

Die Welt von heute ist schnelllebig und überstimulierend. Das macht sichtlich vielen Menschen, darunter mir selbst, manchmal zu schaffen. Aber ich mag das Leben. Ich stehe gerne auf und versuche, jedem Tag seine Krone aufzusetzen.

Macht und Rücksichtslosigkeit gegen Wissen und Menschlichkeit. Was hat heutzutage bessere Chancen?

Ich glaube an das Gute im Menschen. Und ich habe die Hoffnung, dass dies auch die „Mächtigen und Rücksichtslosen“ einsehen werden.



FOTO ©: LILLIAN BIRNBAUM

Die Wohnung des Rabbiners ist leer

Die Dokumentarfilmerin Anja Salomonowitz berichtet aus Košice über ihr Theaterstück im Rahmen der Kulturhauptstadt 2013.

VON ANJA SALOMONOWITZ (TEXT UND FOTOS)

Es läutet an der Türe der dunklen, hohlen Wohnung. Die Besucher warten gespannt. Sie wissen noch nicht, was sie innen erwartet. Der Rabbiner von Košice hat früher hier gewohnt. Jetzt ist die Wohnung karg renoviert und nichts erinnert mehr an jüdisches Leben. Heute werden es insgesamt 48 Besucher sein, die durchgeführt werden, meist keine Juden. So viele Menschen waren schon lange nicht hier in diesen verlassenen Räumen. Wir hören Musik, Gesang aus einem Monitor im hinteren Zimmer. Die Fremden bekommen Kerzen, die das einzige Licht geben. Im ersten Zimmer dann Bilder der zerstörten Synagoge auf einem Monitor. Aus dem Fenster hier kann man die Synagoge von außen sehen, weiß renoviert, doch innen liegt völlig leer – seit dem Holocaust.

Košice ist die zweitgrößte Stadt der Slowakei. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten hier an die 12.000 Juden, heute sind es 600 gemeldete Personen. In der Gemeinde aktiv sind vielleicht 25 Menschen, die meisten schon älter. Die Menschen, die nach Holocaust und Kommunismus wieder in die Gemeinde kamen, wie sehr muss ihr Herz daran hängen. Sie versuchen, ihr jüdisches Leben und einen Alltag mit Gebeten und jüdischen Festen aufrechtzuerhalten.

Ich arbeite hier, im Rahmen der Kulturhauptstadt 2013, bei einem Theaterprojekt, X-Apartments: Jeweils



Ehemalige Synagoge am Gelände der Gemeinde



In der Sukka

zwei Besucher werden durch Privatwohnungen geführt, in jeder Wohnung gibt es eine Performance, einen Film, ein Lied, eine Show, für die ein Künstler oder eine Künstlerin verantwortlich zeichnet. Die Personen, die mitwirken, sind oft die Bewohner der Wohnung selbst. Es soll die soziale Realität dadurch näher gebracht werden, Einblicke in eine Stadt gegeben werden, die man sonst nicht bekommen würde.

Die Kuratorin, Katrin Moll, und ihr Team hatten große Schwierigkeiten, an die Gemeinde heranzutreten und Menschen zu finden, die bereit waren, ihre Wohnung der Theateröffent-

lichkeit zur Verfügung zu stellen. Kein Wunder – die Geschichte hat Vorsicht gelehrt.

Liron Yossef kommt aus Israel und hat ein so großes Herz, das man spürt, wenn man ihm nur die Hand schüttelt. Liron ist ein jemenitischer Jude, aus einer frommen Familie. Er ist im Moment das Substitut für den Rabbiner und erledigt alle Aufgaben, die sonst ein Rabbiner tun würde. Liron und ich verstehen uns auf Anhieb gut.

Und da gibt es diesen verwunschenen, schönen Ort, an dem ich tagelang arbeiten werde, die Räume der Organisation der Gemeinde. Hier arbeiten die Sekretärin und Mister Sitar, der Gemeindevorsteher. Dahinter ragt die innen zerstörte Synagoge auf. Rechts geht eine Treppe in die ehemalige Wohnung des Rabbiners. Im ersten Stock gegenüber ist das Restaurant, eine kleine Küche mit einer Köchin, die koscher kocht. Die Menschen kommen mittags, zwischen 12 und 14 Uhr und haben Marken mit einem Davidstern, die sie gegen Essen tauschen können.

Ehrlich gesagt, weiß ich nicht, was mit der verschlossenen Gemeinde gemeint ist, denn alle machen Scherze. Ich bin erstaunt, denn so viele können Deutsch. Frau Zuza Klein war Ballerina. Sie erzählt mir, dass sie in Wien getanzt hat. Ob es die Oper noch gibt?

Ich spüre einen unglaublichen Bonus durch meine Erziehung.
 Ich kenne alle Riten hier, ich kann mit den Menschen sprechen,
 ich kenne die Codes, die Regeln, die Vorschriften.

Ich entscheide also, in der ehemaligen Wohnung des Rabbiners zu arbeiten. Liron soll durch die Wohnung führen und erklären, wie es ausgesehen hat. Er hat hier viele glückliche Schabbat-Abende verbracht, der Rabbiner hatte gerne eingeladen. Liron erzählt in unserer Performance über die Möbel, die Einrichtung, die Bücher, die Forschungen des Rabbiners. So wird die Leerstelle deutlich, die ein fehlender Rabbiner hinterlässt. Liron berichtet lebhaft, oft und oft an einem Abend, voll Energie.

Für die Zeit, in der Liron abends vorbeten und die Sukka leiten muss, beschließen wir einfach, die Performance in den Tempel oder in die Sukka zu verlegen. Wir nehmen die Zuseher mit in Lirons Alltag. Als Dokumentarfilmerin denke ich: Das ist sowieso am besten so.

Eine Zuseherin aus Deutschland erkundigt sich, wieso die Frauen hinten sitzen müssen im Tempel. Liron lacht und meint, man kann nicht beten, wenn eine Frau neben einem sitzt. Ich weiß, das ist der Grund der Unterdrückung, für das Kopftuch, für die hintere Reihe. Die Männer befürchten, verführt zu werden. Liron sagt, im Judentum seien die Frauen den Männern voraus. Sie müssen nicht beten, weil sie die Weisheit sind. Die Männer, die Trotteln, die müssen sich anstrengen, aber die Frauen, die können sich um andere Dinge kümmern. Ich denke mir, immerhin ein liebevoller Versuch, die patriarchale Struktur ehrenwert zu erklären.

In der Sukka erklären wir den Besucherinnen, die alle zehn Minuten wechseln, was es mit dem Lulav und der Sukka auf sich hat. Wir haben einen absoluten Exotenbonus. Was ich besonders süß finde, ist, dass die zwei, drei Männer, die noch da sind, ältere Männer mit Kippa und einem



Liron Yossef (rechts) beim Essen im koscheren Restaurant



Essensmarken mit einem Davidstern

Wunsch nach Gemeindeleben, überhaupt nicht nachfragen, was wir da eigentlich tun. Sie sitzen zufrieden und hören zu, wenn wir auf Englisch oder Slowakisch erzählen.

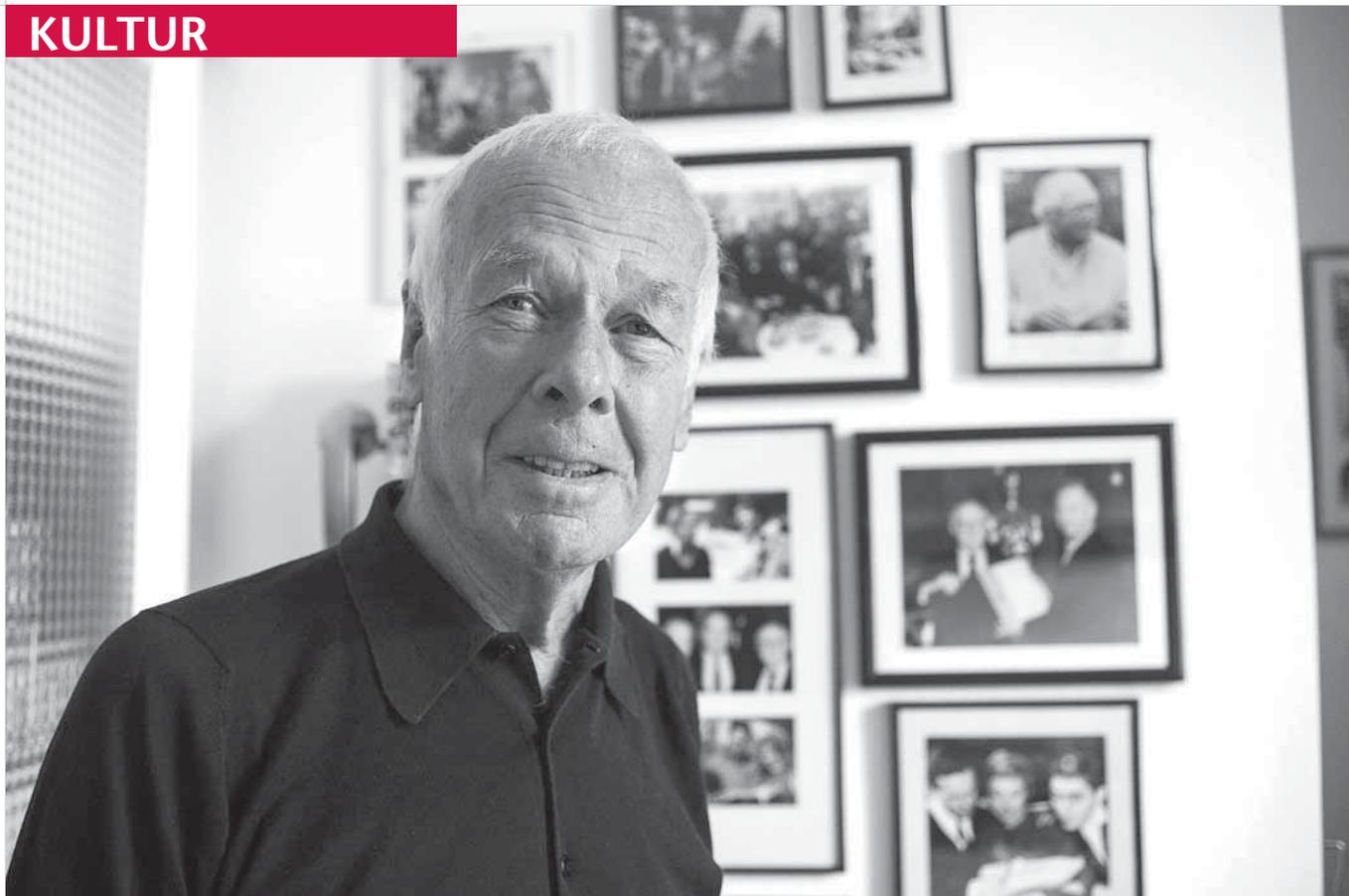
Am nächsten Tag ist Simcha Tora. Liron trägt die Thora rundherum, Jakob auch. Alle sind fröhlich. Ich singe mit, während ich einer deutschen

Journalistin, einem Pariser, zwei slowakischen Sozialarbeiterinnen und zwei Studentinnen erzähle, was da eigentlich passiert. Alle sind erstaunt, dass man sprechen darf während des Gottesdienstes. Ich sage einfach, man darf das im Tempel. Dabei weiß ich gar nicht, ob das stimmt, ich weiß nur, dass es in Wien so ist. Heute wird es in der Sukka noch lustiger. Es sind schon sieben Männer da, dazu Liron, Jakob und ich. Peter, mein Assistent, fragt entsetzt, ob wir da alle reinpassen. Die alte Dame, die nebenan wohnt, hat das Dach mit einem Seilzug hochgezogen. Wenn man genau schaut, kann man die Sterne sehen. Mittlerweile erklärt jeder von uns den Touristen, was wir hier machen. Das Essen schmeckt allen gut, obwohl es kalt ist. Der Slivovits ist zwar nicht kalt, schmeckt aber umso besser.

Ich spüre einen unglaublichen Bonus durch meine Erziehung. Ich kenne alle Riten hier, ich kann mit den Menschen sprechen, ich kenne die Codes, die Regeln, die Vorschriften. Ich weiß, wie man sich verhält. Ich bin in dem Moment meinen Eltern sehr dankbar, dass sie mir das alles ermöglicht haben.



Regisseurin Anja Salomonowitz in der jüdischen Gemeinde Košice



„Eigentlich habe ich alles gemacht“

Ein Gespräch mit dem Theater-, Film- und Fernsehregisseur Wolfgang Glück.

VON ANATOL VITOUCH (TEXT) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

Die Strichführung ist unverwechselbar. Trotzdem weiß ich nicht gleich eine Antwort, als Wolfgang Glück mich mit der Frage prüft, von wem die Zeichnung wohl stammt, die gerahmt an einer Wand seines Wohnzimmers hängt. Aufschluss gibt die Widmung: „À Wolfgang Glück. *Jean Cocteau*.“

Es ist nicht das einzige besondere Stück, das sich in Glücks Gersthofer Wohnung findet. Er ist gerade erst eingezogen, aber alles wirkt wohlgeordnet, hat schon seinen festen

Platz: die Emigrationsausgabe der Werke Brechts ebenso wie die Fotos mit seinem Freund Billy Wilder.

Glück selbst macht einen genauso aufgeräumten Eindruck, ist hellwach trotz der frühen Stunde. Während der Besucher noch Bücher und Bilder bestaunt, denkt Glück, ganz Regisseur, schon über die optimale Sitzordnung nach. Zu behaupten, man sähe ihm sein Alter nicht an, wäre eine Schmeichelei, die er vermutlich pointiert kontern würde. Aber wenn er so im Sessel sitzt und erzählt – auf-

recht, mit ruhiger Stimme – dann ist es, als ob Alter keine bestimmende Kategorie wäre.

Eigentlich, so Glück, sei er jetzt an einen Ort seiner Kindheit zurückgekehrt. Ein Stück die Bastiengasse hinauf steht das Haus, das einst seine Großeltern bewohnten, bis sie von den Nazis vertrieben wurden. Frühe Erinnerung? Es gibt noch frühere: „Der Zeppelin ist über Wien geflogen. Und ich habe aufgeschrien, weil ich mir eingebildet habe, dass er in das Schlafzimmer meiner Großmut-

„Mein Freund Robert Menasse ist mir sehr böse, dass ich meine Lebenserinnerungen nicht aufschreibe. Aber da müsste ich mich zwei Jahre hinsetzen – wofür?“

ter hineinfliegt.“ Wie er später recherchierte, überquerte der Zeppelin Wien nur einmal, im Jahr 1931. Damals ist Wolfgang Glück gerade zwei Jahre alt. „Aber dieses Bild sehe ich noch heute vor mir.“

Noch einen historischen Augenblick, die Abschiedsrede Schuschniggs 1938, erlebt er hier einige Jahre später. Seine Eltern bringen den Neunjährigen an jenem Abend früh ins Bett, um der Radioansprache bei der Großmutter gemeinsam in Tränen zu lauschen. „Aber ich bin aufgestanden, die Treppe hinaufgestiegen und habe gesagt: ‚Warum wollt ihr mich nicht dabei haben, ich weiß doch sowieso alles.‘“

„Man erkannte sich unter den Anti-Nazis“

Bald darauf emigrieren die Großeltern nach England, dann in die USA. „Mein Onkel Paul hat sich großartig verhalten, sie bekamen ein kleines Haus in Hollywood.“ Sein Onkel Paul, das war kein anderer als Paul Henreid, der bald darauf mit seiner Rolle als Widerstandskämpfer Viktor László in Michael Curtiz' *Casablanca* Weltruhm erlangen sollte. Glücks Eltern allerdings entscheiden sich 1938 als einzige in der Familie dafür, in Wien zu überdauern. „Mein Vater war Schriftsteller und Verleger. Im Ausland gab es für ihn keine Verdienstmöglichkeit. Außerdem haben meine naiven Eltern geglaubt, dass der Wahnsinn nicht lange dauern wird.“

Der Vater erhält Arbeitsverbot. Wolfgang Glück, evangelisch getauft, wird als „Judenmischling“ eingestuft und kann bis auf Widerruf das Akademische Gymnasium besuchen. Am Eislaufverein gegenüber der Schule, freundet er sich mit dem fast gleichaltrigen Otto Schenk an. Und wenn er morgens in den F-Wagen steigt, grüßt ihn der Schüler Helmut Qual-

tinger, der auf dem Weg aus Erdberg zur Stubenbastei ist. „Man erkannte sich unter den Anti-Nazis.“

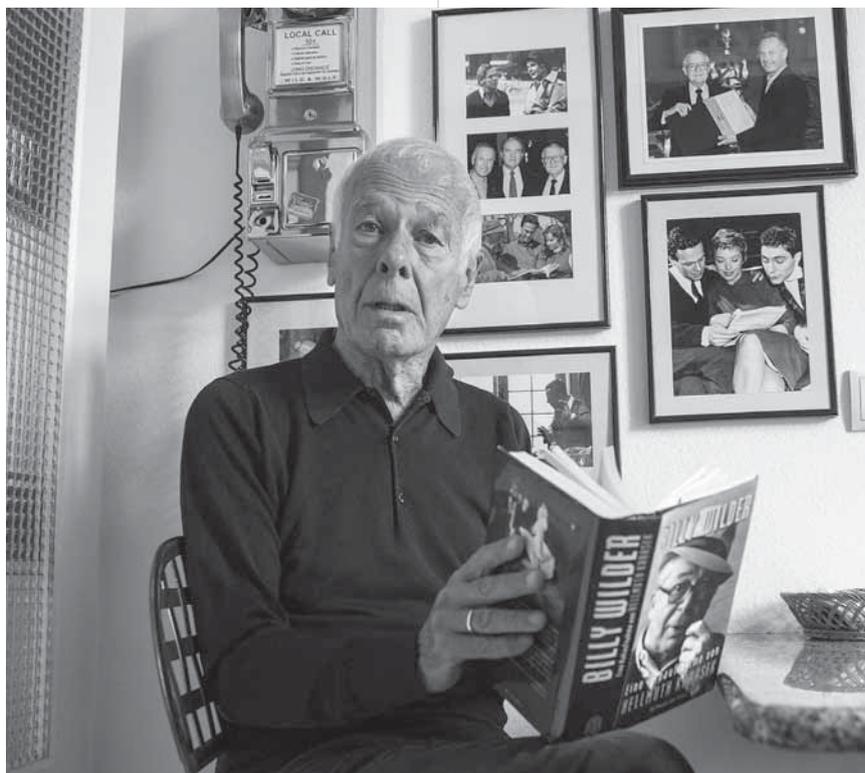
Erste private Theateraufführungen mit Gleichaltrigen (auch von verbotenen Dichtern) finden in den Elternwohnungen statt. Nachts werden zuhause heimlich die Radionachrichten der BBC empfangen. Aber die Todesangst ist immer dabei.

„Jedes Mal, wenn es in der Früh an der Wohnungstür geklingelt hat, sind wir zusammengefahren, weil wir dachten, jetzt wird der Vater abgeholt. Ich weiß nicht, ob sie wirklich immer in der Früh gekommen sind, aber so hat man sich das vorgestellt.“ Als Glück Jahrzehnte später einmal Billy Wilders Frau erzählt, wie er die Nazizeit in Wien überlebt hat, will sie ihm nicht glauben, dass ein solches Überleben überhaupt möglich war. „Aber es war so. Und

natürlich haben wir an den Feiertagen die langen roten Hakenkreuzfahnen aus den Fenstern gehängt, um nur ja nicht aufzufallen. Unlängst habe ich zu einem Historiker gesagt: ‚Wenn plötzlich ein Foto auftaucht, dann würde jeder sagen, na, die in diesem Haus müssen ja besondere Nazis gewesen sein!‘ Aber ohne Tarnung hätten wir's kaum überlebt.“

Kaffee und Kuchen mit Bert Brecht

Das Leben nach der Diktatur beginnt für Glück mit der Aufnahme als Schauspielschüler am Max-Reinhardt-Seminar. Dort allerdings bleibt er nur zwei Wochen. Er will besonders originell sein und als erste Rolle den Leonce erarbeiten – nicht Hamlet, Karl Moor oder die anderen Heldenrollen. „Die Professorin hat gesagt: ‚Sie den Leonce? Das ist ein Liebhaber! Sie sind bestenfalls ein Brackenburg!‘ (der Looser in Goethes *Egmont*) Da hab' ich geantwor-



Glück lernt Billy Wilder kennen, der bald sein guter Freund wird.

Am Eislaufverein gegenüber der Schule freundet sich Wolfgang Glück mit dem fast gleichaltrigen Otto Schenk an. Und wenn er morgens in den F-Wagen steigt, grüßt ihn der Schüler Helmut Qualtinger.

tet: „Danke, Komplexe hab ich schon selber genug!“ und bin gegangen.“

Vom Theater aber will Glück auf keinen Fall lassen. Als Student der Theaterwissenschaft führt ihn ein Auslandssemester nach Zürich, wo ihm in der Hauptvorlesung zwei Mädchen auffallen, die nicht das fremde Schwyzerdütsch, sondern Österreichisch sprechen. Eine davon ist die Tochter Carl Zuckmayers. Sie trägt den klingenden Vornamen „Winnetou“ und nimmt Glück bald zu Bert Brechts Proben von *Herr Puntila und sein Knecht* am Züricher Schauspielhaus mit.

Brecht ist der Name Glück-Henreid aus Hollywood wohlbekannt. Er lädt Wolfgang Glück zu Kaffee und Kuchen in sein Haus. Und dort – unglaublich für diese Zeit – interessiert er sich für die Meinung des Achtzehnjährigen, begegnet ihm auf Augenhöhe. Brecht will wissen, wie es in Österreich aussieht, denn es gibt einen von Gottfried von Einem initiierten Plan, in Salzburg ein neues Festivalkonzept zu erarbeiten: mit Brecht als Autor, Berthold Viertel als

Oberregisseur und Caspar Neher als Bühnenbildner. „Ich war natürlich begeistert davon, habe gesagt, er soll das unbedingt machen, es gäbe keine Nazis mehr in Österreich. Das habe ich damals wirklich gedacht. Und Brecht wollte – als Staatenloser – die österreichische Staatsbürgerschaft. Er würde auch ein neues Volksstück schreiben, sagte er, statt des veralteten *Jedermann*.“

Bekanntlich scheitert der Plan: Brecht erhält zwar die Staatsbürgerschaft, aber eine antikommunistische Kampagne lässt das Salzburger Projekt scheitern. Politiker, aber auch Schriftsteller wie Torberg und Hans Weigel greifen ein, implementieren später den ein Jahrzehnt dauernden Brecht-Boykott der Wiener Theater. „Auch Berthold Viertel hatte – als Freund und Wegbegleiter Brechts – ähnliche Schwierigkeiten.“

Wenn Glück von Berthold Viertel spricht, tritt ein besonderer Respekt in seine Stimme, der speziell für diesen Mann, seinen Lehrmeister, reserviert scheint. Heute beinahe vergessen, war Viertel damals der wich-

tigste Regisseur Wiens am Burgtheater. Als Viertels Assistent lernt Glück durch vier Jahre das Regiehandwerk; für ihn lehnt er später sogar das Angebot ab, als einer der Assistenten an Brechts inzwischen weltberühmtes Berliner Ensemble zu wechseln. Viertel hätte ihn ziehen lassen. „Er war bereits krank und ich wollte ihn nicht im Stich lassen.“

Dass er als Zwanzigjähriger von Viertel als Assistent engagiert wurde, verdankt Glück seiner Hartnäckigkeit: „Ich hatte gehört, dass die Premierenfeiern des Burgtheaters stets in der Gösser Bierklinik stattfanden. Also bin ich an einem Premierenabend früh dorthin gepilgert und habe mich frech an den größten reservierten Tisch gesetzt und gewartet. Schließlich kommen die Schauspieler, die großen: Werner Krauss und Käthe Gold und Josef Meinrad. Niemand weiß, zu wem der junge Mann am Tisch gehört. Als schließlich Viertel erschienen ist, habe ich den Wunsch vorgetragen, sein Assistent zu werden.“ Viertel lehnt ab, aber Glück insistiert, immer wieder. „Irgendwann hat er fast geschrien: ‚Nein, es geht nicht!‘ Und ich habe gesagt: ‚Ich muss aber ...‘.

Glück erhält schließlich die Erlaubnis, bei der Bauprobe am nächsten Tag zuzuschauen. „Ich hatte keine Ahnung, was eine Bauprobe ist. Aber ich war dabei!“ Wenige Monate später ist er Viertels rechte Hand und bleibt es bis zu dessen Tod. Wie das ging? „Ich war halt gut“, lächelt Glück, „und wahnsinnig ehrgeizig.“

Nach Viertels Tod im Jahr 1953 nimmt Glücks eigene Regiekarriere Fahrt auf. Er inszeniert zunächst in Kellertheatern, später an kleineren und großen Häusern im ganzen deutschen Sprachraum, eilt von einem Projekt zum anderen und feiert Erfolge. Schon damals zieht es



„Ich war halt gut und wahnsinnig ehrgeizig.“

Glück ist frisch vermählt: „Ein gemeinsamer Freund hat uns einander vorgestellt. Und dann war es Liebe.“ Die Hochzeit fand im kleinen Kreis statt. Glücks Trauzeuge? Ein gewisser Michael Haneke.

den Cineasten auch zum Kino. Allerdings sind die Möglichkeiten in Österreich beschränkt: „Es gab nur Heimatfilme und Leichte-Mädchen-Filme. Etwas anderes wurde nicht produziert.“

Die ersten Kinofilme Glücks tragen denn auch Titel wie *Der Pfarrer von St. Michael* und *Mädchen für die Mambo-Bar*. Parallel inszeniert er Fernsehfilme und vor allem zahlreiche Fernsehspiele, die in der Anfangszeit des Mediums mangels Aufzeichnungstechnik live gesendet werden. „Erich Neuberger, der Fernsehspielchef, hat zu mir gesagt: ‚Du machst zwei Produktionen pro Jahr. Bei einer kannst du machen was du willst, die andere muss ein Riesenerfolg sein.‘ So haben wir es gehalten. Das Fernsehen hat es plötzlich ermöglicht, Literatur bis ins hinterste Bauerndorf zu bringen.“

„Der Schüler Gerber“

Nicht mit allem, was er in dieser Zeit inszeniert, ist Glück heute zufrieden. „Aber ein paar gute Sachen waren schon dabei. Meine Fernsehverfilmung von Schnitzlers *Traumnovelle* zum Beispiel finde ich gelungen. Ich konnte fürs Fernsehen große Literatur, aber auch viel von den Jungen machen: Ingeborg Bachmann, H.C. Artmann, Peter Handke, Wolfgang Bauer, Peter Henisch etc.“ 1975 erhält Glück für seine innovativen Arbeiten bei ARD und ZDF den renommierten Grimme-Preis.

Zu jenem Projekt aber, mit dem ihm der Durchbruch im Kino gelingt, kommt er durch Zufall: Der für die Torberg-Verfilmung *Der Schüler Gerber* vorgesehene Regisseur fällt kurzfristig aus, Glück soll einspringen. „Ich habe mir das angeschaut und gesagt: ‚Das Drehbuch ist nicht gut; der Kameramann sollte ein jüngerer sein; der Hauptdarsteller ist falsch! Wenn ich das alles ändern darf, ma-

che ich es.“ Tatsächlich zahlt die Produktionsfirma die schon engagierten Künstler aus und lässt Glück freie Hand bei Drehbuch und Besetzung. Eine gute Entscheidung.

„Der Film war 1981 im Kino ein Riesenerfolg. Bald darauf ist *Café Malaria* von Niki List herausgekommen. Diese beiden Filme haben die Filmförderung begründet, die erst die bis heute erfolgreiche künstlerische Entwicklung des österreichischen Films ermöglicht hat. Auch der Verband der österreichischen Filmregisseure wurde damals von uns gegründet.“

Das Fernsehen bedrängt Glück, eine weitere Torberg-Verfilmung nachzuschieben. 1987 wird er mit dem Film *38 – Auch das war Wien*, der auf einem Roman Torbergs basiert, für den Auslands-Oscar nominiert, den er allerdings nicht bekommt. „*Der Schüler Gerber* war ein paar Jahre vorher nicht zum Oscar eingereicht worden; man zog den *Bockerer* vor. Schade, der ‚Gerber‘ hätte den Oscar vielleicht wirklich bekommen.“

Dennoch zahlt sich der Abstecher nach Hollywood aus: Glück lernt Billy Wilder kennen, der bald sein guter Freund wird und den er 1994 sensationell zu einem offiziellen Wien-Besuch überreden kann. Die Emigranten Wilder und Zinnemann sind es auch, die Glück als Mitglied der die Oscars vergebenden Academy vorschlagen, der er immer noch angehört. „Ich bin schon lange nicht mehr aktiv.“

Äußerst aktiv ist Glück ab 1994 als Lehrender an der Wiener Filmakademie, die er von 1997 bis 2003 auch als Institutsvorstand leitet. „Wenn man das ernsthaft macht, kostet es wahnsinnig viel Zeit. Und ich war natürlich so blöd, das ernsthaft zu machen.“

Für den österreichischen Film zahlt sich sein Engagement aus: Barbara Albert, Jessica Hausner, Valeska Grisebach – viele die später für das „Filmwunder“ der 90er-Jahre stehen, werden von Glück an der Filmakademie aufgenommen und ausgebildet. „Eigentlich hauptsächlich Frauen“, bemerkt er.

Und die Fortsetzung der eigenen künstlerischen Karriere? Die habe er sich 1995 durch den Flop des Films *Es war doch Liebe?* kaputtgemacht, winkt Glück ab. Irgendwann sei da auch ein Misserfolg in der Josefstadt gewesen. „Aber insgesamt habe ich so wahnsinnig viel gearbeitet.“ Über siebzig abendfüllende und vierhundert halbstündige Fernsehspiele und -Filme habe er in seinem Leben gemacht, rechnet Glück vor; dazwischen immer Theater (davon fünf Jahre am Burgtheater), Oper ... – „Eigentlich hab’ ich das Gefühl, ich habe alles gemacht.“

Ist also die Zeit für Rückschau und Besinnung gekommen? „Mein Freund Robert Menasse ist mir sehr böse, dass ich meine Lebenserinnerungen nicht aufschreibe. Aber da müsste ich mich zwei Jahre hinsetzen – wofür?“ Da möchte Glück lieber doch noch einen Film machen. Auf dem Tischchen vor ihm liegt ein von ihm verfasstes Drehbuch, für das sich eine deutsche Produktionsfirma aktuell sehr interessiert. „Man wird sehen.“

Privat hat er jedenfalls gerade noch einmal neu angefangen. Glück ist frisch vermählt; seine dritte Frau hat er in Sankt Gilgen am Wolfgangsee, seinem seit Jahrzehnten bevorzugten Urlaubsdomizil, kennengelernt. „Ein gemeinsamer Freund hat uns einander vorgestellt. Und dann war es Liebe.“ Die Hochzeit fand im kleinen Kreis statt. Glücks Trauzeuge? Ein gewisser Michael Haneke.

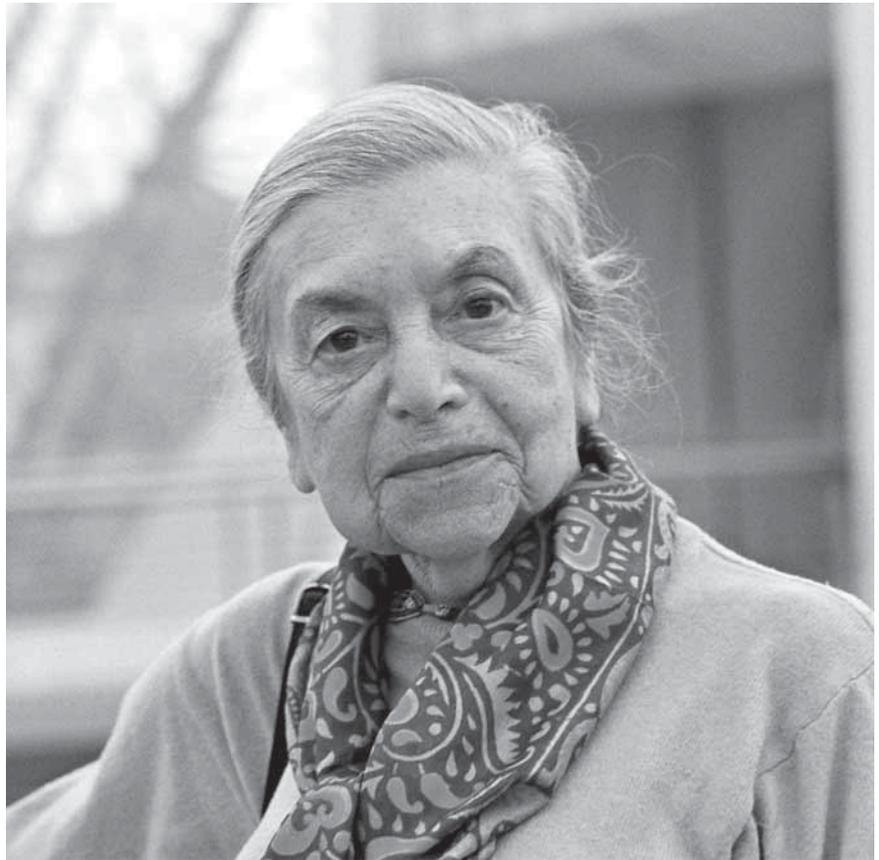
„Was einst gewesen ist, bleibt in uns“

Lenka Reinerová (1916–2008) wuchs im Prag der 30er-Jahre auf. Sie war befreundet mit Max Brod, Franz Werfel und ihrem Mentor Egon Erwin Kisch. Von den Nazis und Kommunisten verfolgt, reiste sie durch die Welt. Eine Hommage an die letzte Vertreterin der deutschsprachigen Literatur in Prag.

VON PETER WEINBERGER

Eine kleine alte Frau schlendert durch Prag, durch ihr Prag, durch das Prag, das ihr einst – vor der deutschen Okkupation – so vertraut war. Sie – Lenka Reinerová – ist nicht allein, ein imaginärer Begleiter, Egonek (Egon Erwin Kisch), der im Café Slavia gleichzeitig an drei Tischen zu sitzen scheint, folgt ihr gelegentlich bei der Suche nach der kleinen Konditorei und den anderen Geschäften in der Nähe ihres ehemaligen Redaktionsbüros, beim Bemühen, das kleine Dachzimmer, in dem sie seinerzeit wohnte, wiederzusehen, oder beim ziellosen Herumwandern durch alte Gassen. Amüsiert stellt sie fest, dass überall, selbst in der Fleischhauerei, in der der Besitzer am ersten Tag der Besetzung Prags durch die sowjetischen Truppen (1968) seine Waren verschenkte, damit sie den Russen nicht in die Hände fallen, nunmehr böhmisches Glas und Porzellan verkauft wird. Doch wo immer ihre Spaziergänge sie auch führen, das eben Gesehene verbindet sich mit Erinnerungen an ihre eigene Geschichte, denn „Was einst gewesen ist, bleibt in uns“.

Lenka Reinerová, der allerletzten im (klassischen) Prager Deutsch schreibenden Schriftstellerin, blieb keine einzige Station beim Durchqueren der Hölle des 20. Jahrhunderts erspart. Ihre Erinnerungen an diese Stationen dringen während ihrer Spaziergänge durch Prag teils als Assozia-



Lenka Reinerová im Jahr 2000

FOTO ©: FRIEDRICH, BRIGITTE/SZ-PHOTO/PICTUREDESK.COM

tionen an die Oberfläche, teils geben sie, literarisch verpackt, Befragungen durch internationale Kamerateams wieder, als sie schon längst Berühmtheit erlangt hatte.

Just in dem Augenblick, als sie beim Herumschweifen eine Reklametafel für den bevorstehenden Marathon-

lauf in Prag sieht, aus der ihr zur Erregung der öffentlichen Aufmerksamkeit die „großen dunklen Augen Kafkas“ entgegenblicken, wird ihr klar, wie sehr Prag in ihrem Inneren verankert ist, und, wo immer sie gewesen ist, sie stets gewillt war, das intensiv erlebte Neuartige nach Prag, nach Hause, mitzunehmen.

„Den Schiller-Ring habe ich bekommen, als Erste sogar. Ich bin mir doch dessen bewusst, ich schreibe doch ein Prager Deutsch, ich schreibe ja kein deutsches Deutsch. Das freut mich natürlich, dass dieses Prager Deutsch anerkannt wird. Das ist schön.“
Lenka Reinerová anlässlich der Verleihung des Schiller-Ringes im Jahr 1999.

Zeitzeugin des 20. Jahrhunderts

„Am Anfang der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, als der Zweite Weltkrieg erst im vollem Anlauf war ..., gab es an der Mittelmeerküste im Süden Frankreichs noch ein kleines Stück unbesetzten Territoriums, einen Notausgang aus dem geplagten, in Todesgefahr schwebenden und Todesgefahr verbreitenden Europa: den Hafen von Marseille ...“. Und weil sie viele Jahre später als Zeitzeugin Teil eines Dokumentarfilms war und in Marseille unbedingt sofort den Bahnhof sehen wollte, erzählt sie den Filmleuten: „Nach einem halben Jahr in einem Paris Gefängnis [Frauengefängnis La Petite Roquette] und schon über einem Jahr in Rieucros [Camp de Rieucros], einem Internierungslager für Ausländerinnen in Zentralfrankreich, erhielt ich am Anfang des Jahres 1941 ganz überraschend ... einen Urlaubsschein [nach Marseille], um meine Ausreise aus dem Land betreiben zu können“. Sie erzählt, wie sie sich vorbei an den Polizeisperren rund um den Bahnhof schwindeln konnte und dann plötzlich das „uferlose Meer im strahlendem Sonnenlicht funkeln“ sah. „In diesem Augenblick fühlte ich mich nach beinahe zwei Jahren zum ersten Mal wieder frei. Die offene Weite vor meinen Augen rief ein bislang unbekanntes Glücksgefühl in mir hervor“.

Die weitere Flucht führte sie allerdings zunächst nur nach Nordafrika, nach Casablanca, „wo ich während meiner Exilzeit ein halbes Jahr einen zwar unfreiwilligen, aber dennoch unvergesslichen Aufenthalt verlebte ...“, zum Teil wieder in ein Anhaltelager für gestrandete Ausländerinnen. Die immer wieder eingestreuten Erinnerungen, wie etwa an das endgültige Emigrationsland Mexico, wo sie – wie in Prag und Paris – in der unmittelbaren Nachbarschaft von ihrem Mentor Egon Erwin Kisch wohnte, weisen meist keiner-

lei Verbitterung auf – im Gegenteil. Mit kahlen Wartesälen zum Beispiel verbindet sie eigentlich nur angenehme Erinnerungen: in Casablanca, tagelang im Hauptpostamt sitzend und den Schalter ‚Post lagernd‘ fixierend; in Mexico, gemeinsam mit den beiden Zeugen (einer davon war Egon Erwin Kisch) und vielen anderen Paaren auf die standesamtliche Trauung wartend. Die ihr zu diesem Anlass geschenkten weißen Rosen verteilt sie nach der Amtshandlung unter der Schar der unehelichen Kinder der Mitwartenden, mit der Bitte, sie an ihre Mamas weiterzugeben, für welche die Hochzeitsblumen eine viel zu teure Ausgabe gewesen wären. Und plötzlich beherrscht Lachen und Fröhlichkeit das Wartezimmer.

Oder viele Jahre später, als sie sich erneut einer Krebsbehandlung unterziehen musste: „Mein erster Besuch in diesem Wartezimmer fand an einem ungewöhnlich warmen, beinahe heißen Herbstmorgen statt ... ‚Mein Kopf verlangt Lüftung‘, verkündete plötzlich eine der Patientinnen, hob die Hand und schon wirbelte ihre Perücke durch die Luft. ... ‚Richtig‘, ließen sich aus der Runde in der Ecke nahezu fröhliche Stimmen vernehmen, und zwei weitere Perücke landeten gleichfalls vom Kopf im Schoß ihrer Besitzerinnen. Alle lachten. Ich hatte das Gefühl, in gute Gesellschaft geraten zu sein“.

Bitterkeit verbindet sie bloß mit dem Prager Polizeigefängnis, in dem sie in Folge der Slánský-Prozesse (1952) eineinhalb Jahre als Untersuchungshäftling verbrachte und – ohne je vor Gericht gestellt zu werden – anschließend aus Prag verbannt wurde. „Als ich in diesem Gefängnis als Untersuchungshäftling Tage und Nächte, Wochen und Monate gedemütigt und schikaniert, ohne jeglichen Beistand und mit nur mühselig entfalteten Fünkchen Hoffnung verlebte und

überlebte, mussten viele Menschen, die in demselben Korridor atmeten oder mit mir zusammen im Aufzug, gleichfalls mit verbundenen Augen, irgendwohin transportiert wurden, gewaltsam umgebracht, unschuldig sterben.“

Das ganz Besondere an Lenka Reinerová's Erzählungen sind nicht die beschriebenen Irrwege einer Flucht aus Europa, die Begegnungen mit Trotzki oder die Freundschaft mit Fri(e)da Kahlo und Diego Rivera in Mexico, es ist die Sprache, die sie verwendet. Der Verleger Klaus Wagenbach meinte einmal, „wenn Sie wissen wollen, wie Kafka gesprochen hat, dann hören Sie der Reinerová zu“. Es sind kurze Sätze, in denen sie eine unvermutete, mitunter ungewöhnliche Kombination von Worten verpackt. Fast fröhlich, wie etwa in: „Mein Haus [in der Melantrichgasse, in der sich ihr geliebtes Dachzimmerchen befand] hat eine gründliche Metamorphose über sich ergehen lassen, ist anders geworden wie alles ringsum auch. Aber es steht und lebt. Und es ist abermals eine kulturelle Einrichtung und keine obszöne Touristenattraktion. Schämst du dich nicht ein bisschen, Melantrichgasse?“

Oder nachdenklich bei einem sich zufällig ergebenden Besuch in dem Viertel rund um den alten jüdischen Friedhof: „Wen suchte ich hier? Wem hoffte ich insgeheim zu begegnen? Warum wird es immer so still in mir, wenn ich durch diese Gassen gehe?“

Manche betrachten Reinerová's Bücher als eine Art literarisches Testament, als eine größtenteils freundliche Abrechnung mit einem unmenschlichen Jahrhundert. Mit Sicherheit stellen sie das allerletzte Lebenszeichen einer literarischen Sprache dar, die die Literatur eben dieses Jahrhunderts größtenteils dominierte, der Sprache Kafkas.

Die Spionin, die in die Kälte ging

Aus Überzeugung für den Kommunismus wurde Edith Tudor-Hart Fotografin – und Agentin für Stalin.

VON AXEL REISERER, LONDON

Das Mädchen in dem zerrissenen Pullover vor der Auslage einer Bäckerei im Londoner East End, dessen resignierter Blick ihr Wissen verrät, dass die Köstlichkeiten für sie unerreichbar bleiben werden; der Kriegsveteran auf einer Straße in Wien, aus dessen Anzugbeinen zwei Stöcke ragen, dort, wo einmal seine Füße waren; die demonstrierenden Bergarbeiter in Süd Wales, die dem strömenden Regen trotzen und ein Plakat tragen mit der Aufschrift: „Wir sind ausgezogen, um das Sklavengesetz zu zerschmettern“ – die 1908 in Wien geborene Fotografin Edith Tudor-Hart

hat mit ihrer Kunst, die derzeit in einer sehenswerten Retrospektive im Wien Museum zu sehen ist, das soziale Elend ihrer Tage eindringlich aufgezeigt.

Tudor-Hart wollte aber mehr. „Wir waren alle begeistert von der russischen Revolution“, erinnert sich ihr Bruder, der heute 101-jährige Kameramann und Fotograf Wolf Suschitzky im Gespräch in seiner Wohnung in Westlondon. Der Vater von Edith und Wolf, Wilhelm Suschitzky, hatte 1901 im 10. Bezirk gemeinsam mit seinem Bruder Josef die erste Arbei-

terbuchhandlung Wiens eröffnet. „Er war ein Freidenker, aus der jüdischen Gemeinde trat er aus, und wir wuchsen ohne jedes Wissen um die jüdische Religion auf. Aber er war sehr großzügig und tolerant gegenüber anderen Meinungen. Doch Edith war er nie radikal genug.“

Mitarbeiterin des sowjetischen Geheimdienstes

Als die Entente-Mächte in Russland gegen die Kommunisten intervenierten, löste das unter vielen jungen Sympathisanten der Revolution große Bestürzung aus. „Damals wollten viele den Russen helfen“, erinnert sich Suschitzky. Er glaubt, dass „Edith schon damals in Wien begonnen hat, für die Russen zu arbeiten.“ Bewiesen ist seit 1998 durch Aktenfunde in Moskauer Archiven, dass Edith Tudor-Hart nach der Auswanderung aus Österreich 1933 nach Großbritannien Mitarbeiterin des sowjetischen Geheimdienstes war.

Unter dem wenig originellen Decknamen „Edith“ war sie unter anderem für die Anwerbung des britischen Spions Kim Philby für die Sowjets verantwortlich. Philby war der bekannteste Vertreter der legendären „Cambridge Five“, die im Herzen des britischen Establishments vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg für Moskau spioniert hatten. Als junger Mann mit linken Sympathien war der frische Absolvent der Eliteuniversität Cambridge 1933 nach Wien gegangen, um den



Edith Tudor-Hart, Familie, Stepney (London um 1932)

ALLE FOTOS ©: SCOTTISH NATIONAL PORTRAIT GALLERY / ARCHIVE PRESENTED BY WOLFGANG SUSCHITZKY 2004

Edith Tudor-Hart, Selbstporträt
(London um 1936)

Kampf gegen den Faschismus aus erster Hand zu erleben.

Seine Zimmerwirtin Alice „Litzi“ Friedman, eine jüdische Kommunistin, die 1932 aus politischen Gründen einige Wochen inhaftiert gewesen war, wurde bald seine erste Geliebte. Nach dem Februar-Putsch 1934 heirateten sie am 24. Februar in Wien auf dem Standesamt. Für Litzi war es das Ticket in die Freiheit, kaum war das junge Paar nach Großbritannien entkommen, zerbrach die Beziehung. Doch wie sich Philby noch viele Jahre (und Ehen) später erinnerte: „Obwohl die Basis unserer Beziehung in gewissem Sinne eine politische war, habe ich sie wirklich geliebt und liebte sie mich.“

Friedman hatte eine Freundin aus Wien, die zu diesem Zeitpunkt schon fast ein Jahr in London lebte. Edith Tudor-Hart hatte in den späten 1920er-Jahren in Wien den britischen Arzt Alexander Tudor-Hart kennengelernt, der sich hier über neue Behandlungsmethoden in der orthopädischen Chirurgie bei Professor Lorenz Böhler (der im Mai 1938 der NSDAP beitreten sollte) weiterbildete. Edith schwankte damals zwischen einer Berufstätigkeit als Fotografin oder Kinderpädagogin. 1925 absolvierte sie eine Ausbildung bei Maria Montessori in London, nach ihrer Rückkehr arbeitete sie eine Zeitlang in einem Kindergarten in der Troststraße in Wien-Favoriten. Über die ebenfalls hier tätige Beatrice Tudor-Hart lernte sie ihren späteren Ehemann kennen. 1929 verbrachte sie dann ein Jahr am Bauhaus in Dessau, wo sie Fotografie bei Walter Peterhans studierte.

Ihr Bruder, Wolf Suschitzky, der ebenfalls nach dem Februar-Putsch 1934 Österreich verließ und sich schließlich in London niederließ, sieht ein gemeinsames Motiv: „Sie wollte etwas tun, um die Gesellschaft zu ver-



ändern.“ Die Macht des neuen Mediums war augenscheinlich, auch der Partei: „Die Fotografie ist eine herausragende und unverzichtbare Methode der Propaganda im revolutionären Kampf geworden“, schrieb 1931 Willi Münzenberg, Herausgeber der deutschen *Arbeiter-Illustrierten-Zeitung* und einer der originellsten und innovativsten Köpfe der kommunistischen Bewegung der Zwischenkriegszeit (was ihm vermutlich 1940 den Tod durch Sowjetschergen bescherte) in seinem Aufruf „Der Arbeiter-Fotograf“.

„Cambridge Five“

Edith Tudor-Hart war nach der Hochzeit mit Alexander 1933 nach London gegangen. Während er eine Praxis im Arbeiterbezirk Brixton im Süden der Stadt aufmachte, fotografierte Edith die Not im Londoner East End: „Sie hatten nie Geld. Das Elend war schrecklich und er behandelte viele Leute gratis“, erinnert sich Suschitzky, „es war sehr schwer, etwas zu verkaufen, und die Bezahlung war elend“. Und sie arbeitete den Sowjets zu: Als Litzi 1934 plötzlich als frischgebackene Frau Philby in London auftaucht, stellte Edith den Kontakt

zur sowjetischen „Rezidentura“ her. Kim Philby erhielt von einem offenbar übermütigen Sowjetbürokraten den Decknamen „Söhnchen“.

Bis heute steht der Verrat der „Cambridge Five“ in der britischen Wahrnehmung ohne Beispiel dar. Ihr führender Vertreter war Philby, der sich 1963 angesichts der drohenden Enttarnung nach Moskau absetzen konnte, wo er 1988 als Träger des Leninorden (und schwerkranker Alkoholiker) im Alter von 76 Jahren starb. Noch 1990 gab die sowjetische Post eine Marke mit seinem Konterfei heraus. Philby war genau jener Typ des britischen Geheimagenten, den es nur in Filmen geben soll(te): weltgewandt, vielsprachig, geistreich, verführerisch, umfassend gebildet und unendlich cool. Einer seiner engsten Freunde war ein gewisser Graham Green.

Was Philby alles an Stalins Geheimdienst verraten hat, bleibt bis heute umstritten. Stalin, krankhaft paranoid, konnte sein Glück gar nicht fassen, und misstraute der allzu reichlich sprudelnden Quelle. Dass Philby aus einer Spitzenposition des Lon-

Edith schwankte zwischen einer Berufstätigkeit als Fotografin oder Kinderpädagogin. Nach ihrer Rückkehr arbeitete sie eine Zeitlang in einem Kindergarten in Wien-Favoriten.

doner Foreign Office gänzlich unge-
nert an die Moskauer Ljubljanka be-
richtete, haben die Briten bis heute
nicht verwunden. Zudem war er es,
der die anderen vier (Donald Macle-
an, Guy Burgess, Anthony Blunt und
wahrscheinlich John Cairncross) der
„Cambridge Five“ zur Arbeit für die
Sowjets gewinnen konnte.

Aus Cambridge gab während des
Zweiten Weltkriegs auch der österrei-
chische Chemiker Engelbert Broda,
überzeugter Kommunist, weltführen-
de Autorität in seinem Fach und Bru-
der des späteren Justizministers Chri-
stian Broda, Geheimnisse über das
amerikanische Atomprogramm an
Moskau weiter. Sein Sohn Paul, der
heute als Professor für Biologie an
der Universität Manchester lehrt, be-
richtet darüber in seinem im Vorjahr
erschienenen Buch *Scientist Spies*. Su-
schitzky: „Es gab damals einige Leute
in Großbritannien, die dachten, die
westlichen Alliierten seien allzu ver-
schwiegen gegenüber den Russen, die
immerhin unsere Verbündete gegen
Hitler waren. Es gab welche, die ihr
Wissen an die Sowjets weitergeben
wollten. Edith hat das, glaube ich,
vermittelt.“

Stiefvater Paul Brodas wurde aus-
gerechnet sein Kollege Allan Nunn
May, ein britischer Physiker, den
ebenfalls Edith Tudor-Hart an den
sowjetischen Geheimdienst vermit-
telte. Daneben soll sie Kurierdienste
geleistet haben, schreibt der ehema-
lige KGB-Mann Oleg Zarew in seinem
1998 erschienen Buch *The Crown Je-
wels: The British Secrets at the Heart of
the KGB Archives*. Nunn May wurde
1945 überführt und zu zehn Jahren
Haft verurteilt. Er starb 2003 im Alter
von 91 Jahren in Cambridge.

**Finanzielle Nöte und
andere Schwierigkeiten**

Tudor-Hart arbeitete niemals für
Geld oder irgendeine andere Gegen-



**Edith Tudor-Hart, Demonstration
von Arbeitslosen (Treialaw, South
Wales, 1935)**

leistung für die Sowjetunion. „Das
einzige, was man gefunden hat, war
eine Taxirechnung über fünf Pfund“,
sagt ihr Bruder. Über ihre geheime
Tätigkeit sprach sie nie: „Sie war
Kommunistin und Parteimitglied,
aber sie hat das nie betont. Sie hat
gelernt, wie man sich benimmt,
wenn man für die Russen arbeitet“,
meint Suschitzky. Er bezeichnet sich
ebenfalls stolz als politisch Linker –
„Ich glaube immer noch an eine
gerechtere Verteilung des Reichtums
der Erde“ – und fügt aber hinzu: „Mir
hat das nie gefallen, wenn man mir
gesagt hat: ‚Die Partei ist das Wich-
tigste in deinem Leben, und wenn
die Partei befiehlt, springe aus dem
Fenster, dann musst du es tun.‘“

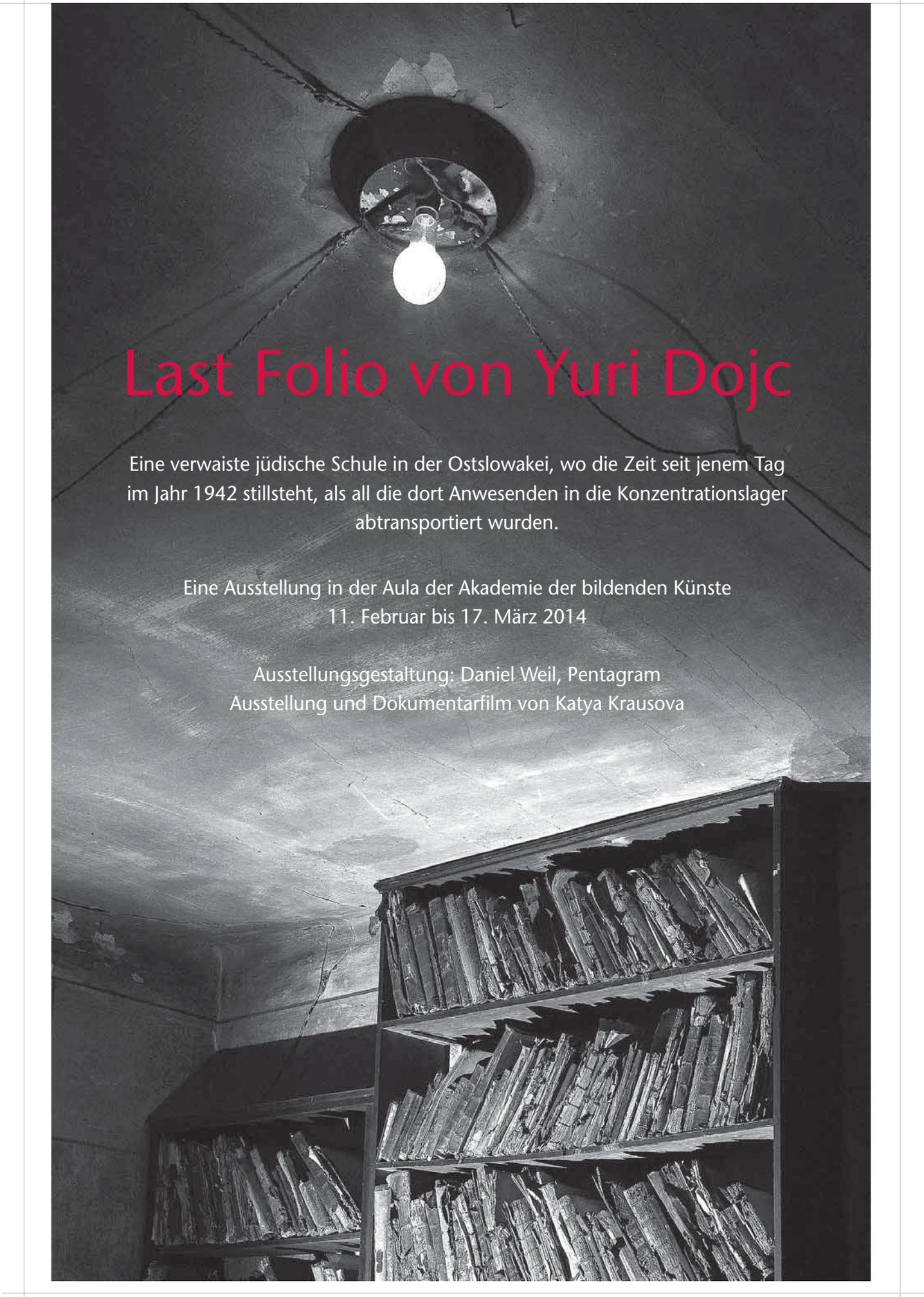
Umgekehrt wohl seine Schwester. Die
Enthüllungen über die Verbrechen
des Kommunismus, die Niederschlagung
des Volksaufstands in Ungarn
1956 und die Intervention des War-
schauer Pakts in der Tschechoslo-
wakei 1968 müssen ein Schock ge-
wesen sein für jeden Menschen, der
sich der Sache verschrieben hatte.
Suschitzky beantwortet die Frage nur

indirekt, aber vielsagend: „Es war für
viele sehr schwer hinzunehmen, dass
die Kommunisten so viele Menschen
geschlachtet haben. Die Partei hatte
so eine Macht über ihre Mitglieder,
das kann man sich heute nicht mehr
vorstellen.“

Edith Tudor-Hart hat dafür einen ho-
hen Preis bezahlt. Der britische Ge-
heimdienst beschattete sie viele Jahre,
ihre Wohnung wurde durchsucht, sie
hatte enorme Schwierigkeiten, ihre
Arbeiten zu verkaufen und war stets
überzeugt, dass sie auf einer schwar-
zen Liste stand. Nach dem Überlau-
fen Philbys 1963 zerstörte sie ihren
Werkindex und wohl auch einen Teil
ihrer Negative. Wenig später gab sie
die Fotografie völlig auf. „Ich kann
nicht mehr“, sagte sie ihrem Bruder,
einem schon damals erfolgreichen
Kameramann und Fotografen.

Finanzielle Nöte plagten sie zeitle-
bens. Die Ehe mit ihrem Mann Alex
scheiterte, er ging 1936 als Freiwilliger
in den Spanischen Bürgerkrieg auf
Seiten der Republikaner, 1938 erfolgte
die Scheidung. „Er war ein sehr netter
Mann. Nur war er immer so überbe-
geistert, erst für Stalin, dann für Mao,
immer nach dem letzten Schrei der
Revolution“, sagt Suschitzky.

Der schwerste Schlag in ihrem Leben
aber war die Erkrankung ihres 1936
geborenen Sohnes Tommy, der mit
fünf Jahren an Autismus erkrankte.
Jahrelang bemühte sich Tudor-Hart
selbst um die Betreuung, schließlich
musste sie ihn in Betreuung geben.
Kinder waren immer eines ihrer zen-
tralen Motive gewesen, jetzt wurden
sie es noch mehr. Es gibt Fotos von
ihr, da sieht man, dass ihr beim Drü-
cken des Auslösers das Herz gebro-
chen ist. Sie zog sich mehr um mehr
zurück in die Kälte ihres Schmerzes.
Edith Tudor-Hart starb 1973. Ihr
Sohn überlebte sie um mehr als 15
Jahre.



Last Folio von Yuri Dojc

Eine verwaiste jüdische Schule in der Ostslowakei, wo die Zeit seit jenem Tag im Jahr 1942 stillsteht, als all die dort Anwesenden in die Konzentrationslager abtransportiert wurden.

Eine Ausstellung in der Aula der Akademie der bildenden Künste
11. Februar bis 17. März 2014

Ausstellungsgestaltung: Daniel Weil, Pentagram
Ausstellung und Dokumentarfilm von Katya Krausova



Monographie einer kleinen Theokratie

Ein soeben erschienen Buch erzählt die lange Geschichte des Mattersburger Shtetls.

VON WOLFGANG WEISGRAM

Mattersdorf – bis 1924, bis zur kühnen Idee, burgenländische Hauptstadt werden zu wollen, hieß Mattersburg so – Mattersdorf war mehr als nur ein Shtetl. Seine über Generationen wohl gepflegte Gelehrsam- und Frömmigkeit machten es zu einem „Klein-Erez-Israel“, wie der Historiker und Journalist Leopold Moses augenzwinkerte. Ja – und das hat Theodor Waldinger, der Bruder des Lyrikers Ernst, wohl nicht augenzwinkernd gemeint – Mattersdorf war „eine Theokratie: eine jüdische Gemeinde, die auf Gedeih und Verderb dem Diktat des zelotoischen Rabbiners Samuel Ehrenfeld unterworfen war“.

Die Mattersdorfer Jeschiwa strahlte weit aus in Europa, das sich Schritt für Schritt entfernt hatte von der

Orthodoxie. „Die Wiener Aguda“, schrieb 1924 die Jüdische Presse, die der 1912 in Polen gegründete orthodoxen „Agudas Israel“ nahestand, „schickt ihre Kinder hin, um dort an der Jeschiwa das zu erhalten, was ihnen die Großstadt nicht bieten kann: alte jüdische Gelehrsamkeit und alte jüdische Lebensweise.“

Diese Zitate – und noch viel mehr – finden sich in der unlängst erschienenen Monographie über die Jahrhunderte währende jüdische Geschichte des burgenländischen Mattersburg, das nicht nur Teil der Scheva Kehilloth war, sondern eine Art geistliche Hauptstadt dieser „heiligen“ sieben Gemeinden, die der Herrschaft der Esterházy untertänig gewesen sind. (Neben Mattersdorf waren das Eisenstadt/Asch, Kittsee, Kobersdorf,

Lackenbach, Deutschkreutz/Zelem, Frauenkirchen)

Bilder aus der Judengasse

Mit vielen Dokumenten und Zeitzeugenberichten unterlegt, erzählt die Autorin Gertraud Tometich die Geschichte des jüdischen Mattersburg, das sich urkundlich bis ins Jahr 1526 zurückverfolgen lässt. Illustriert mit zum Teil noch nie veröffentlichten Bildern, spannt das Buch von da den weiten Bogen über die Katastrophe des Jahres 1938 hinaus. Unter der Führung ihres Rabbiners – seit 1931 auch Träger des Goldenen Verdienstkreuzes der Republik – blieben die Burgenländer auch in New York beisammen; wovon auch der Mattersburger Arzt und Autor Richard Berczeller erzählte. Der Sohn von Samuel Ehrenfeld, Akiva, gründete dann in den frühen 1960er-Jahren das Kiryat Mattersdorf in Jerusalem, über das seit dessen Tod im Vorjahr Sohn Isaac wacht.

Tometichs Buch besticht aber nicht nur durch die Vielfalt und Fülle der zusammengetragenen Fakten und historischen Geschichten. Das Buch schafft es vor allem, das alltägliche Leben anschaulich zu machen. Zahlreiche Bilder aus der Judengasse zeigen das rege Geschäftszentrum des Bauernlandes am Fuß der Rosalia. Die uralten Mattersdorfer Namen – Schotten, Hirsch, Schön, Gelles, Brandl und viele andere mehr – bekommen endlich wieder persönliche Geschichten und damit Gesichter.



Im Herzen der Mattersburger Judengasse stand die Schul

Ihrem Nachwort – in dem sie über ihre Begegnung mit Akiva Ehrenfeld in Mattersdorf erzählt – stellt Gertraud Tometich bewusst ein Zitat ihrer Tochter voran: „Es hält in keiner Hinsicht und keiner Weise auch nur annähernd einem Vergleich stand, was der jüdischen Bevölkerung genommen wurde, doch auch mir hat man etwas genommen: Ich bin in Mattersburg zur Schule gegangen – ich hatte nie die Möglichkeit, mit jüdischen Mitschüler in einer Klasse zu sitzen, mit ihnen befreundet zu sein, ihre Lebensweise, ihre Kultur kennenzulernen.“

Gertraud Tometichs Buch, so lässt es sich wohl sagen, versucht anhand des kleinen Shtetls zu zeigen, wie vieles und was genau – nein, anders: wie viele und wer genau – dem Stadterl Mattersburg verlorengegangen sind.



FOTO ©: YAD VASHEM

Mattersburger Bachurim, Studenten der Jeschiwa im Jahr 1931



Gertraud Tometich
ALS IM BURGENLAND NOCH
DAS SCHOFARHORN ERTÖNTE

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde
von Mattersburg und Umgebung

Gertraud Tometich
Als im Burgenland noch das
Schofarhorn ertönte:
Die Geschichte der jüdischen Gemeinde
von Mattersburg und Umgebung
Edition Marlit, März 2013
206 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 25 EUR

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
ת"ש



NEU: Doppellehre IT-Technik u. Systemtechnik
Lehrgang zur Tagesmutter/ zum Tagesvater

Begabungsförderung 2. Lehrabschluss bei gleicher
Ausbildungsdauer; Einzeltutorien

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- Bankkaufmann/frau
- IT-Technik/Systemtechnik
- Orthopädiotechnik

Einjähriger Berufsorientierungslehrgang (9. Schuljahr)

Kreativprogramme zur Förderung persönlicher Kompetenzen

Sommer- und Winterakademie

Kompetenzzentrum für Berufsorientierung und berufliche Integration

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150



**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
wünschen Ihnen allen Chanukka Sameach!**



FOTO: PETER RIGAUD

Wie geht es uns Juden in Europa wirklich?

VON MARTIN ENGELBERG

Zwei Umfragen beschäftigten die jüdische Welt in den vergangenen Wochen. Die EU-Umfrage unter jüdischen Menschen in acht EU-Staaten zum Thema Antisemitismus und eine allgemeine Untersuchung der jüdischen Gemeinschaft in den USA andererseits.

Zwei Drittel der befragten Jüdinnen und Juden in Europa sehen den Antisemitismus in ihrem Land als gravierend an und drei Viertel erleben diesen schlimmer als vor fünf Jahren. Die jüdische Befindlichkeit in Europa hat sich dementsprechend also stark verschlechtert. Wie sieht es dann mit der Zahl tatsächlicher Übergriffe aus? In der jüngsten Umfrage geben nur vergleichsweise geringe vier Prozent der Befragten an, sie wären im vergangenen Jahr tatsächlich bedroht oder sogar Opfer von Gewalt gewesen.

Die Tatsache, dass die Hälfte der Übergriffe muslimischen oder Links-Extremisten zugeschrieben werden, gibt einen Hinweis auf eine wichtige Wurzel des Problems: In einigen europäischen Ländern, insbesondere in Frankreich, Belgien, Großbritannien und Schweden sind die Spannungen zwischen den jeweiligen jüdischen Gemeinden und den stark wachsenden und oft radikalen muslimischen Gemeinschaften erheblich gestiegen.

Europameister des althergebrachten Antisemitismus ist derzeit eindeutig Ungarn. Dort wird mit der Hetze gegen Juden und noch mehr gegen

Sinti und Roma Politik gemacht, wie in den 1930er-Jahren. In unserem östlichen Nachbarland, immerhin Heimat der drittgrößten jüdischen Gemeinde Europas, fühlen sich dementsprechend 90 Prozent der Jüdinnen und Juden stark durch Antisemitismus bedroht.

Österreich war nicht Teil dieser jüngsten EU-Umfrage zum Thema Antisemitismus. Eine Untersuchung der renommierten jüdisch-amerikanischen „Anti-Defamation League“ im Jahre 2012 ergab für Österreich einen leichten, aber stetigen Rückgang antisemitischer Vorurteile in der Bevölkerung. Auch die Zahl antisemitischer Vorfälle sinkt in Österreich.

Sehr ähnlich dürfte die Situation in Deutschland sein. Wie wäre es sonst erklärbar, dass sich in den letzten Jahren Berlin zur neuen Diaspora für Israelis entwickelt hat. Die israelische Botschaft spricht von 17.000 Israelis, die heute in der Hauptstadt Deutschlands leben, inoffiziell sollen es gar 30.000 sein. Inmitten zahlreicher Denkmäler und Gedenktafeln zum Holocaust und der Nazizeit, gibt es Meschugge-Partys, Humus-Restaurants und eine eigene Homepage israelisinberlin.de. Wären die Israelis nach Wien gekommen, hätte sich die Größe der hiesigen jüdischen Gemeinde damit zumindest verdreifacht.

Was bedeutet das für unsere Gemeinde hier in Österreich? Die Untersuchung über die Situation der

Juden in den USA (siehe den Artikel dazu in dieser Ausgabe von NU) sollte auch uns zu denken geben: 22 Prozent sehen sich als Jüdinnen und Juden ohne Religion – Tendenz steigend – die heute 30-Jährigen empfinden sich bereits zu einem Drittel als solche. 79 Prozent von diesen haben dann auch keinen jüdischen Partner und zwei Drittel erziehen ihre Kinder nicht jüdisch. Nur knapp über 50 Prozent aller jüdischen Menschen in den USA fasten zu Jom Kippur und bloß 13 Prozent können alle oder zumindest die meisten Worte verstehen, wenn sie hebräisch, also z. B. Gebete, lesen.

Die Antwort ist daher eindeutig: Die weitaus größte Bedrohung für das Judentum in den USA und Europa ist also die Assimilation. Es fehlt an der Förderung jüdischer Traditionen, der Vermittlung jüdischen Wissens, welcher Richtung auch immer, einer umfassenden und alle Teile der Gemeinde ansprechenden jüdischen Erziehung, an einem stärkeren Gemeinschaftsgefühl, einer Betreuung der Mitglieder durch die jüdische Gemeinde in allen Lebenssituationen und so weiter und so fort.

Für sehr viele Jüdinnen und Juden ist die Erinnerung an die Schoah und der Kampf gegen den Antisemitismus das wichtigste jüdische Identifikationsmerkmal. Das wird in der Zukunft nicht genügen, um sich sein Judentum zu erhalten. Dies sollte unsere Lehre aus den beiden aktuellen Untersuchungen sein.

KOHNVERSATIONEN

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



[pure] investment banking



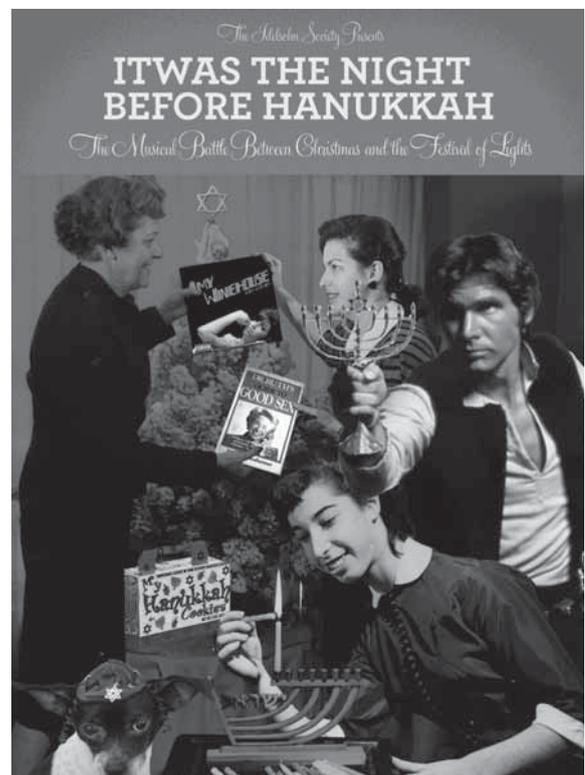
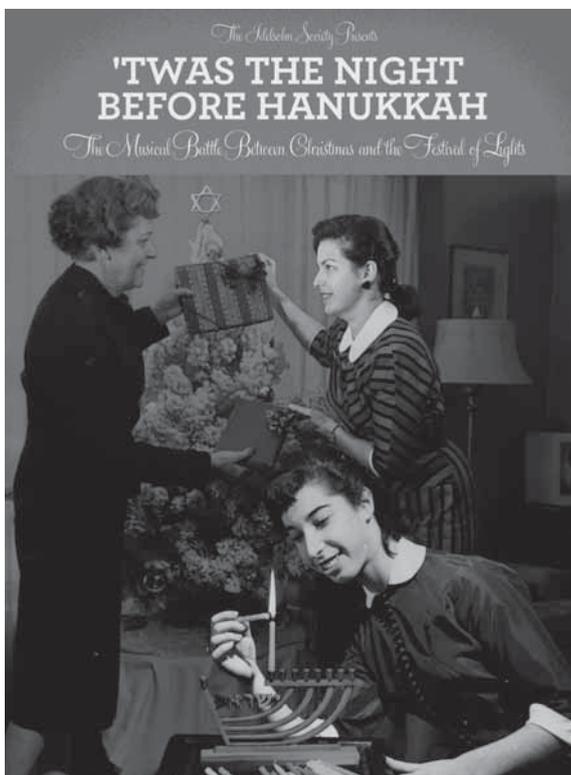
www.rcb.at

 **Raiffeisen
CENTROBANK**

Suchbild auf Jiddisch ...

Die Nacht vor Chanukka verbringen wir diesmal mit Bob Dylan, Sammy Davis Jr., Mickey Katz, Kantor Yossele Rosenblatt und vielen anderen (jüdischen und nichtjüdischen) Stimmen. Finden Sie die sechs Fehler!

VON MICHAELA SPIEGEL



- AUFLÖSUNG:
1. HARRISON FORD
 2. HANUKKAH DOGGY
 3. PLATTE VON AMY WINEHOUSE
 4. DR. RUTH'S GUIDE TO GOOD SEX
 5. HANUKKAH COOKIE SET
 6. DAS "1" OHNE PUNKT

UNSERE AUTORINNEN UND AUTOREN



Ernst Berger

Universitätsprofessor, ist Kinder- und Jugendpsychiater, Psychotherapeut; Kommissionsleiter der Volksanwaltschaft (Menschenrechte). Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychiatrie, Sozialpädagogik, Sozialgeschichte der NS-Zeit.



David Borochov

ist Schüler am Erich Fried Realgymnasium. Seine Suche nach einer möglichen beruflichen Laufbahn führte ihn zu **NU**.



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Jacqueline Godany

lebt als Fotografin in Wien.



Martin Gruber

arbeitet als Architekt in Wien. Fotografiert seit seiner Kindheit. Derzeit studiert er Immobilienmanagement.



Erwin Javor

ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen. Der **NU**-Mitbegründer und langjährige Herausgeber ist Dajgezen-Partner von Chefredakteur Peter Menasse.



Eva Konzett

Seit 2008 im Journalismus tätig. Themenfeld Osteuropa mit Schwerpunkt Rumänien. Lebt als freie Journalistin in Wien.



Ida Labudović

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie lebt seit 2007 in Wien und ist Mitarbeiterin von M-Media.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Geron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte im letzten Jahr ihren ersten Gedichtband.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater und Autor des Buches *Rede an uns*.



Axel Reiserer

lebt in London, wo er für eine Bank arbeitet.



David Rennert

absolviert derzeit ein Masterstudium der Politikwissenschaft und arbeitet als Journalist in Wien.



Anja Salomonowitz

lebt als Filmregisseurin in Wien. Sie schrieb den Artikel „Gepackte Koffer“ für **NU**, ansonsten aber Drehbücher für ihre Filme.



Danielle Spera

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft, u. a. Autorin des Buches *Hermann Nitsch – Leben und Arbeit*.



Michaela Spiegel

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.



Wolfgang Weisgram

berichtet für den *Standard* aus dem Burgenland und dabei auch von dessen jüdischer Vergangenheit.



FOTO ©: PETER RICAUD

Sagt es nicht den Buchhaltern



FOTO ©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Bei unserem letzten Gespräch hast du darauf gewettet, dass Stronach bei der Wahl mehr als zehn Prozent bekommt. Siehst du endlich ein, dass du zwar von Fußball absolut keine Ahnung hast, aber immer noch mehr als von der Politik?

Javor: Ich konnte ja nicht damit rechnen, dass der ORF Stronach reden lässt. Das war ein guter Spin aus dem Regierungslager. Und wer konnte ahnen, dass die ÖVP so kluge Schachzüge setzt, wie Monika Lindner als trojanisches Pferd in das Team zu schmuggeln.

Menasse: Das enthebt dich alles nicht von deiner Verpflichtung, mir eine Flasche Champagner zu zahlen.

Javor: Das würde ich ja gerne, aber in die Lokale, wo man Champagner ausschenkt, wirst du gar nicht reingelassen.

Menasse: Mir wäre ohnehin ein Bier lieber und dass ich mit dir endlich einmal über ein seriöses Thema plaudern könnte.

Javor: Meinst du so was, wie das Riesenloch im Budget, über das man jetzt erfahren hat? Ich wüsste schon genau, wie man das stopft. In jeder guten Firma sind die Mitarbeiter am Gewinn beteiligt.

Menasse: Wie sollen unsere Minister denn einen Gewinn machen?

Javor: Wenn unsere Regierung und die Abgeordneten Provisionen für einen Budgetüberschuss bekämen, würden sie aus eigenem Interesse die Ausgaben drosseln und die Einnahmen steigern.

Menasse: Dann würden nicht einmal die Sozialdemokraten mehr eine Vermögenssteuer fordern, weil ihre Mandatare alle unter den Top-Hundert-Verdienern Österreichs wären.

Javor: Dabei ist dieses Rezept eigentlich schon lange bekannt. Ich kaufe auch billig ein und verkaufe teuer.

Menasse: Ja, ja. So lange es die Handelsspanne gibt, braucht man nicht kriminell werden.

Javor: Jedenfalls würden wir auf diese Weise die Wörter Nulldefizit oder Minuswachstum loswerden.

Menasse: Ich sehe nur ein Problem. So schnell können die Minister gar nicht reformieren, wie die Hypo Alpe Adria Geld verschlingt. Die ist wie ein gefräßiger Lindwurm.

Javor: Dieses Problem ist leicht zu lösen. Man muss nur in einer spiritistischen Sitzung Jörg Haider befragen, der weiß sicher Bescheid.

Menasse: Da lassen wir uns von Lotte Ingrisch beraten und nehmen dann Stefan Petzner als Medium.

Javor: Einfacher wäre es, wenn die österreichische Regierung von uns Juden lernte, wie man so was macht.

Menasse: Was meinst du?

Javor: Wenn man das Budget so verschleiert wie die Kultusgemeinde, sodass es nicht einmal die eigenen Buchhalter durchschauen, braucht man nicht zu sanieren.

Menasse: Nach dem Motto: Wir sind schon lange pleite, aber bitte sagt es nicht unseren Buchhaltern.

Javor: Vielleicht haben wir so große Ausgaben für die Sicherheit, weil wir unsere Wirtschaftstrehänder nicht ins Gebäude lassen wollen.

Menasse: Das ist jetzt aber nicht dein Ernst.

Javor: Versuche du einmal in der Seitentetengasse hineinzukommen, wenn du sagst, dass du Finanzbuchhalter bist.

Menasse: Die paar Euro für einen jüdischen Sicherheitsdienst hätte sich übrigens auch der Limburger Bischof Tebartz-Van Elst leisten sollen, dann würde der Papst bis heute nichts vom Luxusquartier wissen.

Javor: Weil die Limburger auch keine Juden zur Schweizergarde nehmen. Das hat der Herr Bischof jetzt davon.

Menasse: Gibt es eigentlich auch ein jüdisches geistliches Oberhaupt, das wie Papst Franziskus die Bescheidenheit predigt?

Javor: Ganz im Gegenteil.

Menasse: Erwin, wegen des Budgets der IKG brauchst du dir jedenfalls keine Sorgen machen. Mit Chaj existiert ja jetzt eine echt starke Opposition, die alles aufdeckt.

Javor: Ja, ja. Am wöchentlichen Schabat-Abend im koscheren Restaurant gibt es einen Massenaufmarsch von kritischen jüdischen Steuerberatern, die beim Gefüllten Fisch die Lage analysieren.

Menasse: Ist Wachtel eigentlich koscher?

Javor: Wenn man nicht darauf schießt, dann ja.

** Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: April 2014

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfstraße 3, 1010 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
Mob.: +43 (0) 676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Richard Kienzl (Artdirector), Ida Labudović (Chefin vom Dienst), Peter Menasse (Chefredakteur), Thomas Szanto (Lektorat)

TITELBILD

© Lillian Birnbaum

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfstraße 3
Obmann: Martin Engelberg, Obmannstellvertreterin: Danielle Spera, Kassier: Ida Labudović

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,-
Europäische Union: Euro 20,-
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0) 676 566 85 23
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

stadtTheater walfischgasse

Drei Mal Leben

von Yasmina Reza

mit Barbara Horvath, Oliver Baier, Sinikka Schubert,
Nicolaus Hagg

Regie: Michael Gampe

ab 15. Jänner 2014

Halbe Wahrheiten

von Alan Ayckbourn

mit Anita Ammersfeld, Sophie Prusa, Hubsi Kramar,
Matthias Franz Stein

Regie: Carolin Pienkos

ab 5. März 2014

Tickets: 512 42 00 oder

www.stadttheater.org

stadtTheater walfischgasse | Walfischgasse 4 | 1010 Wien

